



44

JANUAR 1960

WERKMITTEILUNGEN

STAHL- UND RÖHRENWERK REISHOLZ GMBH. DÜSSELDORF-REISHOLZ



Kunstvoll verdrehte Arme, Beine, lange Hälse, lachende Gesichter — das war der erste optische Eindruck der Jubilarfeier des Jahres 1959. Der Fotograf schoß aus allen Blickwinkeln. Weil darin so viel Leben und Lebensfreude steckte, drängte sich eine Fotomontage für die Titelseite geradezu auf. Damit sollen die Leser auf die anderen Bilder und den Text im Inneren des Heftes neugierig gemacht werden. Alle, die nicht dabei waren, spüren dann, welch' prächtige Sache die Jubilarfeier 1959 war und freuen sich mit den Jubilaren.

Fotos: Heinz Völker

- Ursula Landgraf 2 Große Liebe zu kleinen Autos
- Prof. Carlo Schmid 6 Freie Bürger oder Untertanen
- * 7 Drinnen und draußen
- Horst Berger 8 Alarm: Sonntag in Gefahr
- Johannes Medebach 10 Der Erfolg muß organisiert werden
- * 13 Jumbo geht spazieren
- * 14 Ich schlief und träumte, das Leben sei Freude
- * 17 D'r Üttes kütt

Diejenigen Artikel, die mit dem Namen des Verfassers oder mit seinen Initialen gezeichnet sind, stellen die persönliche Meinung des Autors dar und nicht unbedingt die des Redaktionsausschusses bzw. der Werkleitung.

Bildnachweis: Alle Fotos, soweit nicht anders vermerkt, Werkaufnahmen.

Herausgeber: Stahl- und Röhrenwerk Reisholz GmbH, Düsseldorf-Reisholz · Verantwortlich: Direktor August Best · Redaktion: Ursula Landgraf (Hauptabteilung Sozialwesen) · Erscheinungsweise: in zwangloser Folge · Druck: Aussaat-Verlag GmbH, Wuppertal · Grafik: Karl Busch, Wuppertal · Vertrieb: Postversand im Verlagsstückverfahren.

Jürgen und seine Frau Gerda feierten Geburtstag. Sie saßen in den hübschen, vor wenigen Monaten erstandenen Sesseln. Zwischen ihnen der Couchtisch. Darauf drei Gläser. „Wo Horst nur bleibt?“ fragte Gerda. In diesem Augenblick klingelte es. „Das wird er sein“. Jürgen steckte seine rechte Hand in die Tasche und suchte den Schlüssel. Dann lief er herunter. „Hallo, altes Haus“, begrüßte ihn Horst, „herzliches Beileid zum Wiegenfeste.“ „Danke, na jünger wird ja keiner. Aber vorläufig haben wir doch noch einige Jährchen hin, bis wir uns als würdige Alte bezeichnen dürfen“. Jürgen nahm Horst die Aktentasche ab. Gemeinsam stiegen beide hoch zum zweiten Stock. „Sag mal, hast du da ein Stück Eisen oder etwa zehn Flaschen drin?“ Horst lachte. „Keines von beiden. Das ist Papier.“ Als sie zur Wohnung hereintraten, rief Jürgen sofort: „Gerda, trage mal diese Tasche. Mindestens drei Kilo. Horst meint, es sei Papier.“ Gerda nahm das Gewicht und stöhnte. „Na, ich will euch nicht länger auf die Folter spannen“, rief Horst fröhlich aus. „Es sind Prospekte. Prospekte von hübschen kleinen Autos.“ „Meine Güte, warum schleppst du dich damit ab? Jürgen ist schließlich Autofachmann und kann dich beraten!“ „Kind, Gerda, du redest wie der erste Mensch. Typisch Frau. Von Technik keine Ahnung. Natürlich braucht Horst die Prospekte. Schon mal davon gehört, daß auf der IAA in Frankfurt mindestens ebenso viele Verbesserungen an eingeführten Wagen wie neue gezeigt wurden? Woher soll dein armer Mann denn das alles wissen?“ Aber er reckte sich zu voller Größe und freute sich offensichtlich, daß seine grazile hübsche Frau etwas von seinen Kenntnissen hielt.

Horst hob sein Glas: „Auf das Geburtstagskind“, trank einen guten Schluck, setzte das Glas nieder, angelte sich eine Käsestange und lehnte sich bequem zurück. „Wenn du erst ein Auto hast, darfst du nichts mehr trinken“, lächelte Gerda und zwinkerte Horst zu. „Das wird ihm schwerfallen, da er doch dem edlen Saft der Reben so zugetan ist.“ Horst knurrte, holte einen Prospekt aus seiner Tasche und reichte ihn Gerda herüber.

Große Liebe zu kleinen Autos

Hübsches Wägelchen, ein Goggomobil. Raum für zwei Erwachsene und zwei Kleinkinder. Steuer und Versicherung im Jahr zusammen DM 134.—; für den T 400 DM 178.—. Normverbrauch auf 100 Kilometer beim T 250 4,4 Liter, beim T 300 4,6 Liter und beim T 400 4,95 Liter. Preis ab Werk jeweils DM 3097.—, 3157.—, 3237.—.

„Es sieht ja in der Tat munter aus, das Goggomobil und es läuft auch. Alle, die es fahren, sagen es. Aber Horst, willst du dir nicht ein größeres kaufen? Schließlich mußt du uns mitnehmen! Als Kleinkinder können Jürgen und ich nicht gut einsteigen. Dazu sind die Beine zu lang geraten.“ „Gnädige Frau haben natürlich recht“, näselte Horst, „schlimm, daß ich nicht daran gedacht habe! Eine Unverschämtheit von mir. Erfreulicherweise“, fuhr er fort und zerknackte eine Brezel, „erfreulicherweise wird die Auswahl an kleinen Wagen für den kleinen Mann immer größer. In Frankfurt waren die Kleinen ganz groß.“ „Da soll auch einer dafür sorgen, daß die Straßen ganz groß werden.“ Jürgen zog einen Stoß Prospekte zu sich herüber. Alle Größen, alle Farben, alle Modelle lachten ihn an. Ein Wägelchen schöner als das andere. Ob man es mit ausgereiften Konstruktionen zu tun hat, wird sich zeigen. Es spricht vieles dafür.

Goggo 600 und der neue „Isar 700“ sind auch nicht übel. 584 und 688 ccm Hubraum. 30 und 30 Ps. 102 oder 108 Kilometer Höchstgeschwindigkeit in der Stunde. Jahressteuer beim 600 DM 87.—, beim „Isar 700“ DM 101.—, Mindesthaftpflichtversicherung DM 120.— oder DM 160.—, Preise DM 4330.— und DM 4470.—.

„Mit der Versicherung befassen wir uns besser nicht. Die wird in diesem Jahr gewaltig ansteigen, jedenfalls bei den kleinen Wagen. Du weißt ja, daß die Kraftfahrzeugversicherungen jetzt den Gesetzen der freien Marktwirtschaft unterliegen.“ „Moment, das stimmt nicht“, rief Horst. „Ab 1962 gelten keine wirtschaftliche Gesetze. 1960 und 1961 sind Übergangsjahre. Da haben wir noch den Einheitstarif. Aber er wird ‚entzerrt‘, wie sich das ‚Handelsblatt‘ einmal ausdrückte. Er soll

kostenwahr sein und damit einen gesunden Ausgangspunkt für den Tarifwettbewerb abgeben. 1960 und 1961 werden vermutlich 4 bis 5 Prozent mehr Kraftfahrzeugversicherungsprämienauflagen als bisher.“ „Also müssen wir doch bereits mehr bezahlen?“ „Ja, da heißt die Maus keinen Faden ab.“

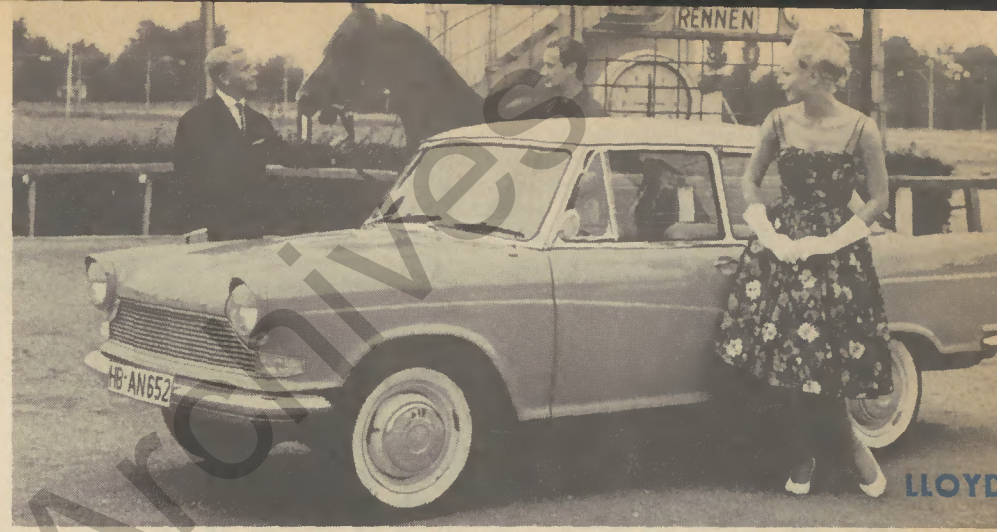
An die Schönheit der Autos hat man sich fast schon gewöhnt. Die 39. Internationale Automobil-Ausstellung war tatsächlich ein Salon der Schönheit. Die Trapezlinie, der viereckige Grundriß, die scharfen waagerechten Konturen geben den Fahrzeugen eine sportlich elegante Linie. Die Inspiration hierzu lieferten die italienischen Karosseriebauer. Neben der Schönheit aber ist ein anderer Begriff in den Vordergrund gerückt: der der Sicherheit. Das beginnt bei korbformigen Steuerrädern, verkürzten Lenkstangen, und verbesserten Bremsen und endet bei Auspolsterung der Frontscheiben. Kleine Autos für große Ansprüche heißt es neuerdings. Wer heute einen Wagen von 600 bis 900 ccm fährt, braucht sich nicht vor den Besitzern großer Straßenkreuzer zu verkröchen. Er hat ein vollwertiges Auto, die geringeren Unkosten und die besseren Parkchancen. „Wer die Wahl hat, hat die Qual. Einer der wohlfrisierten Prachtkerle hübscher als der andere.“ „Was gibt es eigentlich beim VW Neues?“

„Was es beim VW Neues gibt? Drücktürgriff, Lenkrad in Korbform zusätzlich mit Hupenring. Die Gänge sind weitgehend synchronisiert. Ferner ist da eine Fußstütze für den Beifahrer.“

„Kinkerlitzchen“, murmelte Jürgen. „Du, das ist aber ungezogen“, empörte sich Gerda. „Das sind gar keine Kinkerlitzchen. Fahrkomfort wird heute groß geschrieben. Übrigens läßt sich darüber streiten, wo die Sicherheit aufhört und der Komfort anfängt. Meinst du, ich möchte in einem Auto sitzen, das keine Heizung und keine Scheibenwischanlage hat? Wenn zusätzlich ein make-up Spiegel da ist, begrüße ich das natürlich.“ Jürgen lachte. „Darf ich dir noch etwas einschenken, Gerda — und dir, Horst? Noch bist du nur im Traum ein stolzer Pferde(stärken)besitzer.“ Horst nickte

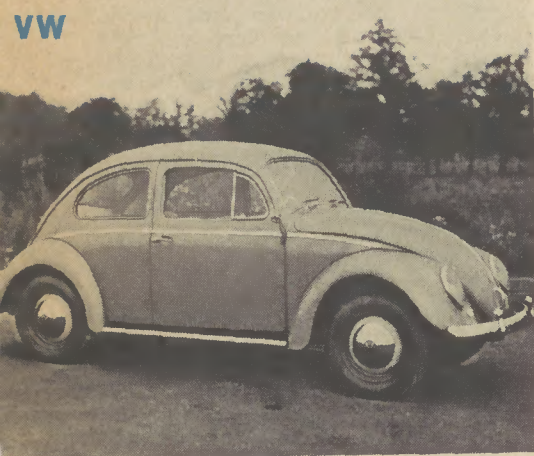
und streckte sein Glas der Flasche entgegen. Es war rasch gefüllt und ein Strahl des edlen Saftes verspritzte auf dem Tischtuch. Gerda schrie auf. „Entschuldige bitte, entschuldige.“ Jürgen riß das Tischtuch herunter und legte ein neues auf. „Nun gib schon her.“ Die junge Frau lachte wieder. „Weinflecke müssen sofort behandelt werden.“ Sie ging in die Küche.

„Deine Prospekte sind doch hoffentlich nicht nur hübsche farbige Bilderbücher?“ Horst blickte Jürgen etwas verwirrt an. „Wie meinst du das?“ „Ich meine, mit der Abbildung des Wagens ist es ja nicht getan. Technische Daten gehören auch dazu.“ „Aber Jürgen, ist doch klar. Das ist schließlich das Wichtigste. Ich kann ja ein Auto nicht nach dem Aussehen kaufen. Frauen bringen so etwas natürlich fertig.“ Jürgen lachte. „Sei du erst mal verheiratet. Du würdest dich wundern, nach welchen Gesichtspunkten dich deine Frau beim Autokauf berät! Natürlich sind die Frauen für hübsche Farben und gute Innenausstattung. Ich meine übrigens, die Männer auch. Schließlich kaufen sie damit Prestige, wie man das heute nennt. Du hättest Gerda hören müssen, als sie ihre Fahrprüfung machte. Sie warf mit technischen Ausdrücken nur so um sich. „Hm, eingepaukt, für die Prüfung auf Hochglanz gebracht“, nickte Horst. „Prost, auf die Fahrkünste der Frauen.“ „Andrehkurbel steht nicht mal in einem zwölfbändigen Lexikon. Aber sie weiß was es ist.“ „Was hat sie denn bei Stoßdämpfer gesagt?“ „Mal scharf nachdenken. Halt, ich hab's; eine zwischen Aufbau und Rad angebrachte Vorrichtung, die durch grobe Bodenunebenheiten hervorgerufene Feder-schwingungen dämpfen soll. Als mechanische Stoßdämpfer dienen unter Federvorspannung stehende Keilscheiben. In gleicher Weise sind die Lenkerbremsen der Motorräder gebaut, die zur Dämpfung der Lenkungsschwingungen dienen. Die hydraulischen Stoßdämpfer beruhen darauf, daß durch die Schwingungsbewegung eine Flüssigkeit (meist Öl) mit einem Kolben durch enge Bohrungen gedrückt wird. Teleskopstoßdämpfer ermöglichen im Gegensatz zu Hebel-Stoßdämpfern große Wege bei kleinen Oldrücken.“ „Aha, Lexikon-Weisheit.“ „Na und?“ „Da



BMW 700 DM 4760.—
Der schnittige Wagen, seit einigen Monaten als Coupé, später auch als Limousine bekannt, vereint vornehme Eleganz mit unverkennbarem Chic. Bei einem Hubraum von 700 ccm beträgt die Spitzenleistung 30 PS bei 5000 U/min. Der Zweizylinder-Boxermotor leistet 120 km/h. Tankinhalt 28 Liter plus fünf Liter Reserve. Treibstoffverbrauch sechs Liter für 100 Kilometer.

VW Export/Standard DM 4600.— / DM 3790.—
Das fast geräuschlose Schalten darf zu den großen Vorteilen des neuen VW gerechnet werden. Ferner gibt es einige kleine, aber ins Gewicht fallende Annehmlichkeiten: Lenkrad in Korbform mit Hupenring, Fußstütze für Beifahrer und Drücktürgriff.



fällt mir gerade ein, macht Dein Betrieb nicht Stoßdämpfer?" "O ja", sagte Jürgen, stand auf und drehte am Radio. Jemand hielt einen Vortrag über das Seelenleben der Kanaken, der nächste sprach über Arbeitsverhältnisse in Alaska, der dritte redete von Nichteinmischung in innere Angelegenheiten, ferner gab es Barockmusik, russische Nachrichten und einen Buntten Abend. "Ein Programm ist das mal wieder. Na schön, drehen wir ab." Das Gebäck war auch alle. "Wo bleibt eigentlich Gerda? Und Gebäck muß schließlich auch noch da sein."

Jürgen begab sich in die Küche, leicht schwankend aber aufrecht. Er faßte seine Frau unter, schnappte sich einen großen Teller voller leckerer Brötchen, Sandwiches auf Deutsch, und balancierte Frau und Speise recht geschickt ins Zimmer. Horst hatte sich offensichtlich dem stillen Suff ergeben. Auf jeden Fall war sein Glas wieder leer. "Mann, was soll das mit dir als künftigen Autobesitzer werden?" "Eben, darum genieße ich ja die autolose (die schreckliche!?) Zeit, so lange noch Gelegenheit dazu ist." Horst lachte jugenhaft spitzbübisch und ließ sich ein Käsebrötchen schmecken. "Gerda fährt du so gut Auto wie du hungrige Männer fütterst?" Die junge Frau lachte: "Da mußt du Jürgen fragen. Ich kann über mich selbst nicht urteilen." Jürgen schmunzelte: "Sie fährt nicht schlecht, aber es könnte besser sein."

"Übrigens, wir wurden eben unterbrochen, wie ist das denn nun mit den 'Eingeweiden' des Autos? Was muß ich wissen? Was kann ich mir schenken?" "Tja, das ist wohl mit drei Worten nicht gesagt. Die Hauptsache für dich als Autofahrer ist, daß du mit dem

Zeug umgehen kannst und daß du es pfleglich behandelst. Am Anfang nicht so schnell aber gleichmäßig fahren, damit der Motor gut einläuft. Rechtzeitig Ölwechsel vornehmen lassen, sanft schalten. Nun, das wird dir jeder Fahrlehrer und jeder Verkäufer sagen. Außer der äußerlichen und innerlichen Reinhaltung des Wagens kannst du kaum etwas tun. Wenn ich dir erzähle, daß wir in meinem Betrieb Lenksystem-, Lenkspindel-, Traghebelarm- und Mantelrohre machen, Andrehkurbeln, Achsschenkelbolzen, Abgasschalldämpfer, Spurstangenrohre und vieles andere — was nützt dir das? Außerdem stellen wir das Endprodukt zum großen Teil nicht selbst her, sondern liefern bestimmte Rohre in bestimmten Abmessungen an die Autofirmen oder auch Zwischenlieferanten. Und die machen dann die Scherze, die man als Lenkspindel oder was weiß ich ins Auto einbaut. Wenn ich einen Wagen auseinandernähme, könnte ich dir also nicht sagen, das ist von uns und jenes nicht. Ich kann dir allerdings verraten, daß sehr sorgfältig gearbeitet werden muß, daß jedes Werkstück geprüft wird, ehe es in Spezialbehälter verpackt wird und daß die Lieferfristen kaum zu halten sind, weil mehr und immer mehr Wagen vom Band laufen." "Weißt du denn, welche Firmen euren Stahl kaufen?" "Na klar, aber selbstverständlich haben sie mehrere Lieferanten, so daß ich nicht sagen kann, an dem Auto haben wir gearbeitet und an jenem nicht." "Schade, ich wollte mir unbedingt 'nen Schimmel aus eurem Stall kaufen." "Dann solltest du dir einen Mercedes kaufen. Da hast du eine hohe Garantie, daß wir der Zulieferbetrieb sind." "Aha! Würde gern

einen kaufen, ist aber nicht meine Schuhgröße." Jürgen lachte. "Ärgere dich nicht. Die kleinen haben keine Parkprobleme und sind Miniaturausgaben der großen. Was hältst du denn von der 'Arabella', da doch dein Hang nun einmal nach oben geht? Arabella ist eine gutaussehende, wohlproportionierte Dame der Lloyd Motoren Werke."

ARABELLA mit Vierzylinder-Viertakt-Boxermotor, 900 ccm, 38 PS, 7,21 Liter/100 km, 120 km/h. DM 130.— Jahressteuer, Preis DM 5250.— einschließlich kompletter Luxusausstattung.

"Oder wie wäre es mit einem 'Ford 12 M'?"

Ford 12 M hat einen Vier-Zylinder-Motor mit 38 PS, 1172 ccm Hubraum, 7,9 Liter/100 km, fährt 114 km/h. Er kostet DM 173.— Jahressteuer. Preis DM 5395.— ab Werk.

Alle diese Wagen und noch viele andere machen einen großartigen Eindruck. Bei vielen darf man nicht mehr von Kleinwagen sprechen, sondern das ist Mittelklasse. "Ja, ich kann mir nicht helfen", sagte Gerda nachdenklich, "man muß dennoch eine schöne Stange Geld beisammen haben! Ihr sagt immer, die kleinen Wagen seien billig. Soo billig finde ich sie nun auch wieder nicht. Schließlich sind wir kleine Verdienner und für einen Kleinverdiener sind viertausend Mark eben viertausend Mark, eine Menge, die er nicht so schnell auf einem Hau'en zusammensieht. Ich sehe ein, daß man für diese viertausend Mark einen beachtlichen Gegenwert erhält. Aber man muß das Geld erst einmal haben und wir

gehören nun einmal nicht zu den Leuten, die kurz die Arme schütteln und dann kommt es gepurzelt." "Gerda hat schon recht", meinte Horst und spielte mit einem Kunststoffstäbchen, "man muß halt einige Zeit sparen oder auf Abzahlung kaufen. Weißt du übrigens", wandte er sich an Jürgen, "daß es Wagen mit Kunststoff Karosserie gibt?" "Wagen? Mehrzahl? Schwer übertrieben! Ich weiß nur von dem 'Arista' Sportcoupé einer französischen Firma, das hier aber kaum läuft. Dann habe ich natürlich manches auf der Kunststoffausstellung gesehen. Aber von Wagen darf man wohl noch nicht sprechen." "Sind die Ausländer weiter?" "Das möchte ich nicht sagen! Die Ausländer sind gut. Aber die Bundesrepublik ist durchaus konkurrenzfähig: konstruktiv, qualitativ und preislich. Wir exportieren immerhin die Hälfte unserer gesamten Automobilproduktion. Ich möchte sagen", Jürgen stand auf, drehte sich zur Seite und unterdrückte standhaft ein Gähnen, "es ist ein ehrlicher, aber harter Kampf um die Käufer in Europa, Amerika und Südafrika". "Ach, du bist ja müde!" "Ja, nimm' es ihm bitte nicht übel", meinte die besorgte Ehefrau, "er war den ganzen Tag auf den Beinen." "Du hast recht, Gerda. Entschuldige bitte, daß ich noch nicht eher daran gedacht habe", kam es nun zerknirscht aus Horsts Sessel. "Aber, aber, so schlimm ist es nun auch wieder nicht." Gerda stand auf und las ein Stäubchen von Horsts Rock. "Du, es wird Zeit, daß du heiratest." "Ach, dann fliegt mir wohl kein Staub mehr aufs Jakett?" Er lachte. "Du bist goldig, Gerda! Aber jetzt kaufe ich mir erst einmal ein Auto und dann ..." "Eine Frau?" "...habe ich auch bald eine Frau."

Oben Mitte:

Taunus 12 M DM 5395.—
Der neue Wagen ist schöner, komfortabler, preiswerter und wirtschaftlicher geworden heißt es in einem Firmenprospekt. Er hat einen Vierzylindermotor mit 38 PS, 1172 ccm Hubraum, verbraucht 7,9 Liter Treibstoff auf 100 Kilometer, Spitze 114 km in der Stunde.

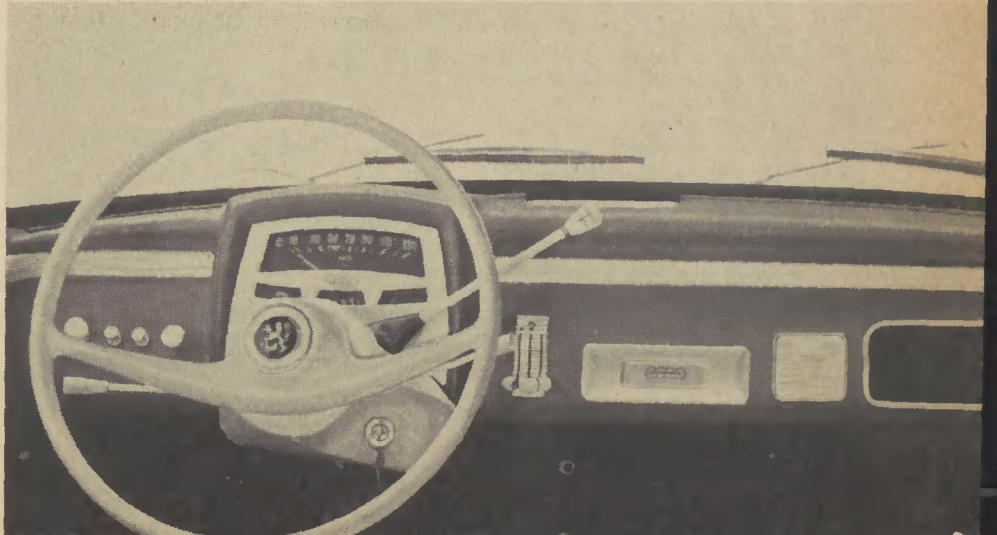
Oben rechts:

Lloyd Arabella DM 5250.—
Dieses Auto der Borgward-Gruppe wurde bei Lloyd konstruiert und gebaut. Die Konstrukteure haben ihr Hauptaugenmerk auf die Sicherheit gelegt — und hübsch ist die Dame Arabella geworden, attraktiv und rassig wie ein edles Pferd sieht sie aus. Sie hat 897 ccm, 38 PS bei 4800 U/min, vier Zylinder, vier Gänge synchronisiert. 120 km/h. Kraftstoffverbrauch 7,2 Liter bei 90 km/h.

Unten rechts:

DKW Junior DM 4790.—
So klar und übersichtlich ist das stoßelastische Armaturenbrett gestaltet — und so bequem die hintere Sitzbank des DKW Junior. Die Karosserie darf man als elegant und formschön und wie gesagt, überraschend geräumig ansprechen. Der Dreizylinder-Zweitakt-Motor mit 741 ccm Hubraum hat 34 PS. Spitzengeschwindigkeit 115 km/h.

Bilder: Werkfotos der Firmen BMW, Ford, Auto-Union, Lloyd, Volkswagenwerk, Opel



Der Vizepräsident des Bundestages, Professor Dr. Carlo Schmid, hielt kürzlich eine vielbeachtete Rede über das Thema „Mitbestimmung und Demokratie“, die wegen ihrer grundsätzlichen Gedankengänge von allgemeinem Interesse sein dürfte. Die Ausführungen sind, fern aller parteipolitischen Stellungnahmen, wohl für jeden aufschlußreich, der sich schon einmal Gedanken über das Wesen der Demokratie und über den Einbau der wirtschaftlichen Mitbestimmung in ein Staatsgefüge gemacht hat. Auf jeden Fall dürften die hier wiedergegebenen wesentlichen Ausführungen des bekannten Politikers es jedem erleichtern, die Probleme und Zusammenhänge zu erkennen, die auftauchen, wenn über „Mitbestimmung und Demokratie“ gesprochen wird. Manche leichtfertige Auffassung über Demokratie oder über Mitbestimmung und alle die Fragen, die dabei angeschnitten werden, dürften nach gründlichem Lesen dieses Artikels wohl ein für allemal über Bord geworfen werden.

Freie Bürger ODER Untertanen

Bei der Konfrontierung der Begriffe Demokratie und Mitbestimmung gilt es zunächst, so deutlich wie möglich aufzuzeigen, was die Wirklichkeiten, die sie ausdrücken, für den Menschen bedeuten; denn das Maß, nach dem Institutionen auf ihren Sinn und Wert hin zu beurteilen sind, ist der Mensch. Für ihn sind diese Institutionen da, und von ihm aus müssen sie gewertet werden. Für sich selbst sind sie Mechanismen, sind sie Technik, bloße Instrumente im Leerlauf.

Ich habe also zu fragen: Was ist über das Technische hinaus der Wert der Demokratie für den Menschen? Wir wissen, daß Demokratie eine schwierige Sache ist, und daß, rein technisch gesehen, das Autoritäre im allgemeinen einfacher zu handhaben ist als das Demokratische. Deswegen ist die Frage berechtigt und notwendig: Ist die Demokratie in sich so wertvoll, daß es sich wirklich verlohnen könnte, dafür einen Preis zu zahlen oder Verzicht auf sich zu nehmen?

Ich habe weiter zu fragen: Wo ist die soziale und wirtschaftliche Mitbestimmung der Arbeitnehmerschaft in dieser Ordnung der Werte einzustellen, auf die man ausgeht, wenn man Demokratie schaffen und Demokratie leben will?

Zunächst wäre hier mit einem irigen und beirrenden Sprachgebrauch aufzuräumen, der sich leider nur allzu oft in unsere Gedanken und Diskussionen einschleicht, wenn wir von etwas sagen, es sei demokratisch, oder fragen, ob ein Verhalten demokratisch sei. Das ist der Irrtum: Demokratie sei eine Art von Regiment der Gutmütigkeit, der Schenkerfreudigkeit, der Lässigkeit,

der Milde; eine Obrigkeit verhalte sich demokratisch, wenn sie leutselig sei und von den Menschen nicht zu viel verlange. Das verstehen leider Gottes sehr viel Leute bei uns in Deutschland unter dem, was sie so Demokratie heißen.

Eine andere Lesart besagt, demokratisches Handeln sei identisch mit der Fürsorge für die Armen und Schwachen. Kriterium des Demokraten sei also die Wohltat einer kleinen Anzahl von Menschen oder einer großen Zahl oder der größtmöglichen Zahl, je nachdem, wie man will. Da, wo Obrigkeit die Wohlfahrt erhöhe, habe man also Demokratie vor sich. Auch das ist leider ein gängiger und landläufiger Irrtum bei uns.

Wohlfahrt ist nicht Demokratie

Nun ist freilich nicht daran zu zweifeln, daß es eine recht gute Sache ist, lebenswürdig zu sein, wenn man Obrigkeit ist und fürsorglich zu denken und zu handeln. Eine Demokratie wäre ein recht mangelhaftes Ding, wenn sie nicht human und fürsorgend wäre. Aber auch ein absoluter Monarch kann liebenswürdig sein, kann menschlich sein, weise und sorgender Vater seiner Untertanen, ja selbst ein Bojar konnte seinen Leibeigenen gegenüber human sein. Aber die Leute waren eben Leibeigene und die Untertanen des Fürsten eben Untertanen, keine Bürger, das heißt keine sich selbst verantwortlichen, freien Menschen. Immanuel Kant bereits hat davor gewarnt, Wohlfahrtsbestrebungen der Regierung als Maßstäbe für das gelten zu lassen, was er ein republikanisches Regime nannte,

worunter er nicht nur irgendwelche Abstimmungstechniken, sondern eine bestimmte Stellung des Menschen im Befehls- und im Gehorsamsnexus verstanden hat. Er sagt, auch der Tyrann könne auf Wohlfahrt aller oder zumindest eines großen Teils seiner Untertanen aus sein, doch auch wenn er das tue, wenn er auf Wohlfahrt ausgehe, erstickte das bloße Dasein einer solchen Art von Obrigkeit das Bewußtsein, daß dem Menschen eine eigene Würde zugeordnet sei und daß diese Würde in der Freiheit bestehe, nämlich in der Möglichkeit der freien Verantwortung des ganzen Umfangs seiner Existenz. Der Mensch, so sagt Kant, dürfe niemals zum Objekt für Zwecke gemacht werden, auch nicht zum Objekt für nützliche Zwecke; wo dies geschehe, sei er nicht frei.

Von Demokratie können wir nur dort sprechen, wo Herrschaft über Menschen durch die dieser Herrschaft Unterworfenen selbst frei ausgeübt wird. Nur dort also, wo die Glieder einer Gemeinschaft nicht einem fremden, von ihrer Zustimmung unabhängigen Willen gehorchen, sondern nur dort, wo dieser Wille, dem diese Menschen gehorchen, durch sie selber gebildet und verantwortet wird.

Es handelt sich bei dem Begriffe Demokratie also um eine Form, Befehl und Gehorsam — jedes Gesetz ist ja ein Befehl — einander so zuzuordnen, daß der Betroffene diese Zuordnung akzeptieren kann, ohne durch den Willen, zu gehorchen, auf Selbstverwirklichung und Selbststachtung verzichten zu müssen. Dadurch kennzeichnet er sich als einen Freien. Frei ist nicht etwa der Ungebundene; der Libertiner, der sich von niemand etwas sagen läßt. Frei ist, wer die Bindung oder das Notwendige aus unerzwungener Einsicht in das sittlich Gebotene will.

Teilfreiheit ist fragwürdig

Demokratie ist demnach die Form menschlichen Zusammenwirkens, in der freie Menschen ohne Einbuße ihrer Freiheit und ohne Eingriff in die Freiheitssphäre anderer — Freiheit als Selbstbestimmung und Selbstverantwortung verstanden — sowohl befehlen als auch gehorchen.

Lange Zeit hat man von Demokratie nur mit dem Blick auf den Staat gesprochen. Schließlich heißt ja Demokratie: Volksherrschaft, Herrschaft des Volkes; so ist der Begriff entstanden, und Abraham Lincoln hat dafür die vortreffliche Definition gegeben: Demokratie sei Regierung des Volkes durch das Volk und für das Volk.

Aber die Beschränkung des Begriffes und seiner Postulate auf den Staat waren nur solange sinnvoll, als eben nur

die Staatsgewalt imstande war, Gehorsam gegenüber Befehlen zu verlangen und zu erzwingen. Je vielschichtiger aber der Aufbau der Gesellschaft wurde, desto mehr ergriffen Gemeinschaften und Gesellschaften den Menschen mit ihrem Anspruch auf Gehorsam gegenüber Ordnungen und Anordnungen. Es entstand das, was die Staatstheorie des ausgehenden XVI. Jahrhunderts aus dem Staatsdenken verbannen wollte, was man damals die *pouvoirs intermédiaires*, die Zwischengewalten, nannte. Wo dieser Gehorsam von solchen Zwischengewalten verlangt wurde, ohne daß die einzelnen Glieder dieser Gemeinschaften an der Bildung des Willens, der befiehlt, beteiligt waren, konnte also durchaus ein im Bereich der reinen staatlichen Sphäre freier Bürger innerhalb seines gesellschaftlichen Herrschaftsverbandes ein Untertan sein. — Eine Diskrepanz, die offenbar auf die Dauer zu schweren Schädigungen des Gemeinschaftsbewußtseins führen muß; ganz zu schweigen davon, daß der Begriff der politischen Freiheit in seinem allumfassenden Anspruch auf diese Weise fragwürdig werden mußte.

Befehlen und gehorchen

Man tut also recht daran, Begriff und Postulat der Demokratie über die reine Staatssphäre hinaus auf alle gesellschaftlichen Phänomene auszudehnen, innerhalb derer es auf Befehl und Gehorsam ankommt. Sie sind nur dann demokratisch, wenn die Betroffenen in der Lage sind, an der Bildung der Ordnungen, denen sie unterworfen sein sollen, mitzuwirken.

Das Mitbestimmungsrecht der Arbeitnehmer in den Betrieben, in den Aufsichtsräten und in den aufsichtsführenden Verwaltungsorganen großer Gesellschaften ist in solchen Zusammenhängen zu betrachten. Es handelt sich bei diesem Rechte der Mitbestimmung nicht, wie so oft angenommen wird, um Sozialpolitik im technischen Sinne des Wortes, jedenfalls nicht um Sozialpolitik allein. Es handelt sich, wie ich glaube, sogar im Gegenteil zu ihr um die Anwendung von Postulaten und Kategorien der Demokratie auf Bereiche, in denen außerhalb des staatlichen formalen Zuständigkeitsbereichs mit Billigung der Rechtsordnung Menschen über Menschen Herrschaft ausüben. Herrschaft wird überall dort ausgeübt, wo befohlen und gehorcht wird, und wo der, der befiehlt, einen Rechtsanspruch darauf hat, daß man ihm gehorcht, auch dann, wenn die Möglichkeit besteht, sich dieser Herrschaftsgewalt, dieser Befehlsgewalt — etwa durch Kündigung — zu entziehen. Solange diese Kündigung nicht wirksam ist, wird eben befohlen und gehorcht, ist man eben Objekt von Befehlen. Und wenn auch jeder rechtlich frei ist, einen Arbeitsvertrag zu schließen oder nicht zu schließen. Die Notwendigkeit, das tägliche Brot zu schaffen, macht unter den heutigen gesellschaftlichen Verhältnissen diese Freiheit zu einem recht illusorischen Gebilde und reduziert sie im besten Fall auf eine Variante der Freizügigkeit.

Um der Würde des Menschen willen

Der Betrieb ist nicht nur ein Ort, an dem obligatorische Verträge erfüllt wer-

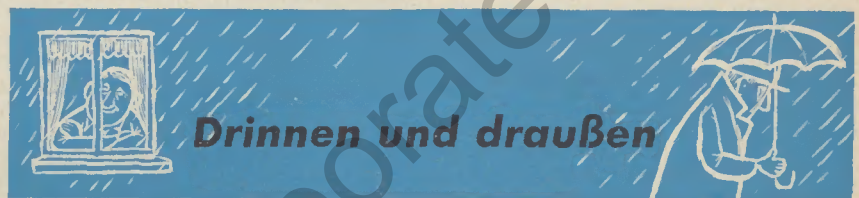
den. Durch den Arbeitsvertrag unterwirft sich der Arbeitnehmer der Anordnungsgewalt des Betriebsherrn. Wo dieser den Willen, dem der Arbeitnehmer zu gehorchen hat, allein und nur durch sein Eigentumsrecht an den Produktionsmitteln legitimiert, bildet, so, wie der Monarch im absolutistischen Staat, ist der Arbeitnehmer im Betrieb ein Untertan; wo der Arbeitnehmer bei der Bildung dieses Willens mitwirken kann — nicht nur auf Grund der Gutmütigkeit oder der Klugheit des Unternehmers, sondern weil die Rechtsordnung des Staates es so will —, ist er nicht mehr Betriebsuntertan, sondern Betriebsbürger.

Was ich bisher ausgeführt habe, sollte lediglich dazu dienen, deutlich zu machen, daß die Einführung des Mitbestimmungsrechts der Arbeitnehmer nicht so sehr eine nur sozialpolitische Maßnahme ist, sondern ein Schritt auf dem Wege, Menschen, die an einem bestimmten Ort im Koordinatensystem unseres gesellschaftlichen Gefüges stehen, nicht nur dem Staate, sondern auch den gesellschaftlichen Mächten

gegenüber aus der bloßen Objektsituation herauszunehmen und frei zu machen.

Noch einmal — man kann das nicht oft genug wiederholen —: frei sein bedeutet nicht, eben gut behandelt zu werden —, es bedeutet nicht, ungeschoren gelassen zu werden; es bedeutet Leben in einer Gemeinschaft, die man anerkennt und der man sich verpflichtet weiß, weil man ihre Ordnung und was darin geschieht zusammen mit anderen Gliedern der Gemeinschaft bestimmt. Um es paradox auszudrücken: Um der Würde des Menschen willen müßte das Mitbestimmungsrecht auch dann geschaffen werden, wenn man wüßte, daß sich dadurch das Einkommen der Arbeiter verschlechtern könnte. Genauso, wie die Demokratie im Staate um der Würde des Menschen willen gewollt werden müßte, selbst wenn man wüßte, daß ein totalitäres Regime unser Leben bequemer macht und den Lebensstandard erhöht.

Ich sagte eingangs, daß der Mensch nur dort als Bürger und nicht als Untertan lebt, wo er die Möglichkeit und die



Die Tüchtigen von morgen sind nicht zu vergleichen mit den Tüchtigen von gestern ...

Nicht den Staaten mit den größten Menschenmassen oder mit den besten technischen Einrichtungen wird die Zukunft gehören, sondern den Volkswirtschaften, die die geistig-seelisch tüchtigste Arbeiterschaft in den Wirtschaftsprozesse einzugliedern wissen und dabei alle Produktionselemente unter Beachtung der in der Freiheit der Menschen wurzelnden Produktivität richtig aufeinander abzustimmen verstehen. Zur praktischen Auswertung dieser bereits früher von Adolf Weber gestellten Forderung setzte sich Dr. Herrmann auf der Tagung „Unternehmerentlastung durch Delegation von Autorität und Verantwortung“, die von der Deutschen Gesellschaft für Betriebswirtschaft in Stuttgart veranstaltet wurde, für eine soziale Rationalisierung der Betriebe ein, die ergänzend zur technischen und betriebswirtschaftlichen Rationalisierung treten müsse. Hierunter fallen alle Mittel und Maßnahmen, die darauf gerichtet sind, Reibungsverluste in der soziologischen Einheit des Betriebes abzustellen oder zu vermeiden und zusätzlich Leistungsimpulse aus der menschlichen Zusammenarbeit ohne Mehraufwand oder sogar bei einem Minderaufwand körperlicher Arbeitskraft auszulösen.

Hilfe für den Küchenchef

Auch Küchenchefs von Restaurants, Hotels, Kantinen und Krankenhäusern haben es nicht leicht. Sie müssen aus einer verwirrenden Fülle von Küchenmaschinen mit zahlreichen Zusatzgeräten die geeigneten herausfinden. Bei einem Erfahrungsaustausch der Gruppe „Werkküchen“ wurde kürzlich berichtet, daß man in den USA dazu übergegangen ist, zentrale Kartoffelschälbetriebe zu gründen. Diese Unternehmen arbeiten mit einem Dampf-Schälverfahren: Die Kartoffeln werden abwechselnd mit kalten Wasserstrahlen und heißem Dampf bespritzt. Dabei soll man auch noch die großen Mengen von Stärkeabfällen verwerten können, die bisher verloren gingen.

Kundin auf dem Fließband

Im Zeitalter der Automatisierung und hochgezüchteten Technik ist die Verkaufspraxis der Selbstbedienungsläden bereits wieder überholt. Künftig sollen die Kundinnen am laufenden Band an den Verkaufstischen vorbeigleiten. Sie reißen dabei einen Zettel mit einer Nummer vom „Warenblock“ ab und geben ihn beim Verlassen des Geschäftes ab. Die Ware wird dann durch einen „Perfect-Boy“ ins Haus gebracht. Hausfrauen, die wissen, daß die Salami die Nummer 14, Gemüsekonserven die Nummern 101 bis 177 und Flaschenmilch die Nummer 18 hat, brauchen nur telefonisch die Waren unter Nummernangabe zu bestellen. Die Geschäfte wollen auch kein Bargeld mehr. Sie empfehlen die monatliche Überweisung auf ihr Bankkonto. Dafür zahlen sie nach wie vor 3 Prozent Rabatt.

Macht hat, den Willen, dem er gehorcht, selbst mitzubestimmen. Man führt demgegenüber an, wenn man diesen Satz anwendet, daß ja der Arbeiter im Betriebe in Ausführung seines Arbeitsvertrages einen freiwillig abgeschlossenen Vertrag ausführe.

Das ist eine zu simple Betrachtungsweise. Der Betrieb ist ein Herrschaftsverhältnis, und der Dienstvertrag mit den korrespondierenden Versprechen, Dienst zu leisten und Lohn zu zahlen, ist nichts anderes als der Schlüssel, der das Tor zu dem Betrieb öffnet, der Akt, der den Arbeiter unter die Befehlsgewalt des Betriebsherrn — wie ich an Stelle von „Unternehmer“ hier lieber sagen möchte — stellt und diesem die rechtliche Möglichkeit gibt, dem Arbeiter Befehle zu erteilen, denen dieser im Rahmen der übernommenen Verpflichtung gehorchen muß. Der Arbeiter, der einem Befehl seines Betriebsherrn folgt, erfüllt damit nicht ein obligatorisches Verhältnis wie der Verkäufer, der die verkaufte Ware liefert, oder der Werkvertragsverpflichtete, der das Werk ausführt, sondern er leistet Gehorsam, weil er sich einmal durch Arbeitsvertrag einem unterstellt hat, der Befehle erteilen darf.

Hie freie Bürger — da Untertan

Deswegen müssen, wenn keine bösen Diskrepanzen im Verhältnis des einzelnen zum Staat — das ja auch ein Gehorsams- und Befehlsverhältnis ist — und zu dem Lebensverhältnis des Menschen im Betrieb sein sollen, Anpassungen beider Seinsordnungen erfolgen. Auf die Dauer kann es nicht gut gehen, wenn sich Menschen zwar im Bereich des Staates kraft der Verfassung als selbstbestimmende Bürger fühlen dürfen, aber im Schwerefeld der Arbeitswelt, in der sie sich das Recht zum Leben erwerben, nämlich im Betrieb, mit der Rolle von Untertanen begnügen müssen.

Inwieweit kann man im Blick auf den gewerblichen Betrieb aber von Verfassung reden? — Nehmen wir in unserem Massenzeitalter einen Menschen, der jeden Tag in die Fabrik oder ins Büro geht. Für ihn ist doch die Betriebsordnung ebenso spürbar Verfassung wie die Verfassung des Staates.

Wenn wir also die Freiheit des Bürgers durch unsere ganze Lebenswirklichkeit hindurchwirken lassen wollen, dann müssen wir sie sich sowohl im staatlichen Apparat als auch in den gesellschaftlichen Ordnungsbereichen entfalten lassen und zum Integrationsprinzip von Staat und Gesellschaft schlechthin machen. Das Mitbestimmungsrecht gehört in eine Sozialverfassung, die als demokratisch angesehen werden will, hinein, wer auch immer der Gebieter in den Betrieben sein mag. Auch dort, wo der Staat, auch dort, wo die Gemeinschaft aller Werktätigen Eigentümer der Betriebe sein sollten, muß der einzelne Arbeitnehmer und muß die Belegschaft als Ganzes vor der Gefahr geschützt werden, ausschließlich zum Gehorsam verpflichtetes Objekt der Anordnungen der Geschäftsleitungen zu werden.

Was den Freiherrn vom Stein einst bewegt hat, seine warnende Stimme gegen den zentralistisch herrschenden

Staat zu erheben und das Recht des Menschen zu proklamieren, für die Ordnung der überschaubaren Lebensräume, in denen sich ihr Leben im persönlichsten vollzieht, selbst einzutreten, das gilt auch hier.

Die Grenzen der Mitbestimmung

Und wer soll nun die Arbeitnehmer repräsentieren, und wie weit soll sich die Mitbestimmung ausdehnen? Sie muß, wenn sie sinnvoll sein soll, wenn mit ihr wirklich Demokratie verwirklicht sein soll, den gesamten Bereich der Herrschaftsübung über Menschen im Betrieb erfassen, also die Probleme der Arbeitsordnung, den Stil der Betriebsorganisation, der Menschenführung, kurz alles, was das persönliche Schicksal der Menschen im Betrieb betreffen

kann. Der Mitbestimmung im Bereich der kaufmännischen und technischen Verantwortlichkeit der Betriebsleitungen sind natürlich Grenzen gesetzt. Heute können unsere Betriebe auch im besten Fall nur etwa in der Art der konstitutionellen Monarchien des letzten Jahrhunderts demokratisiert werden. Aber eines scheint sicher zu sein: Das Schicksal des Arbeitnehmers kann durch nichts stärker betroffen werden als durch grundlegende und grundstürzende organisatorische Veränderungen. Darum sollte das Mitbestimmungsrecht zum Zuge kommen, wo kaufmännische oder technische Entscheidungen imstande sind, das Schicksal ganzer Gruppen der Belegschaft entscheidend zu bestimmen. Ich denke dabei an Betriebsverlagerungen, an massive Still-

legungen, an Rationalisierungsmaßnahmen, die Entlassungen großen Stils zur Folge haben müßten. Natürlich darf der kaufmännischen und technischen Notwendigkeit gegenüber keine Maschinenstürmerei betrieben werden. Das technisch und wirtschaftlich Notwendige wird immer getan werden müssen. Aber die Durchführung und die Überleitung in den neuen Zustand müssen im Einvernehmen mit den Vertretungen der Arbeitnehmer erfolgen. Ihre Verantwortlichkeit wird oftmals mehr Sachkunde verlangen, als reine Betriebsangehörige sie sich heute noch erwerben können.

Verantwortung der Gewerkschaften

Darum muß den Arbeitnehmern Gelegenheit gegeben werden, sich auch

durch ihre überbetrieblichen Organisationen an der Mitbestimmung in den Betrieben zu beteiligen. Nur so wird es möglich sein, den Gefahren, die aus gewissen innerbetrieblichen Abhängigkeiten der Gesamtheit der Arbeitnehmerschaft erwachsen könnten, zu wehren. Nur so wird es möglich sein, in den Aufsichtsräten die Interessen und Vorstellungen der Arbeitnehmer durch Personen vertreten zu lassen, die den Vertretern der Aktionäre an fachlichem Wissen gleichwertig sind. Man spricht da gern von den „betriebsfremden Elementen“, die damit in die Unternehmungen kämen. Nun, ebenso gut wie die Aktionäre ihre Interessen durch Vertrauensleute, die mit dem Betriebe

nichts zu tun haben — Banken z. B. —, vertreten lassen können, ohne daß dadurch die Betriebe Schaden litten, müssen dies die Arbeitnehmer ebenfalls tun können.

Und wer könnte dafür geeigneter sein als eben die Gewerkschaft?! Jene Organisationen, die in einem Jahrhundert opfervollen Wirkens gezeigt haben, daß sie das Vertrauen nicht nur ihrer eingeschriebenen Mitglieder, sondern des ganzen demokratisch denkenden Volkes verdienen. Die Gewerkschaften stellen keine herrschsüchtige Machtzusammenballung dar, sie sind heute eine unverzichtbare Voraussetzung für die Möglichkeit allumfassender lebendiger Demokratie überhaupt.

Alarm: Sonntag in Gefahr

In den Stahlwerken an Rhein und Ruhr gärt es. Die Stahlarbeiter, vor allem die in den Siemens-Martin-Werken und an den Walzenstraßen erster Hitze, blicken nach Bonn. Dort nämlich soll entschieden werden, ob die bisherige Regelung, bekannt als kontinuierliche Arbeitsweise, beibehalten oder durch eine andere, ungünstigere, ersetzt werden soll. Die kontinuierliche Arbeitsweise, zwischen der IG Metall und dem Arbeitgeberverband Eisen- und Stahlindustrie vereinbart und von der Landesregierung von Nordrhein-Westfalen genehmigt, brachte den Arbeitern in den SM-Werken und an den Walzenstraßen erster Hitze zum ersten Male seit Jahrzehnten mindestens dreizehn freie Sonntage im Jahr — Sonntage, die früher sogenannte „Schlafsonntage“ waren. Damals, vor Einführung der kontinuierlichen Arbeitsweise, galt, infolge des Schichtsystems, zwar jeder dritte Sonntag offiziell als frei, aber dieser Sonntag war „angeschnitten“. Der Stahlwerker kam sonntagsmorgens um sechs Uhr von der Schicht, seine neue Schicht begann montagsmorgens sechs Uhr, der Sonntag wurde verschlafen.

Die kontinuierliche Arbeitsweise schuf hier endlich Abhilfe. Durch sie haben die Stahlarbeiter an mindestens dreizehn Sonntagen im Jahr eine zusammenhängende Gesamtfreizeit von 72 Stunden erhalten. Aber nun ist diese Regelung, die merkwürdigerweise von Anfang an scharfen Angriffen jener Kreise ausgesetzt war, die sich früher überhaupt nicht darum gekümmert hatten, daß der Stahlwerker praktisch nicht einen einzigen Sonntag ganz frei hatte, in Gefahr.

Am 31. Oktober 1959 waren die Ausnahme genehmigungen des nordrhein-westfälischen Arbeitsministeriums für die Sonntagsarbeit abgelaufen. Diese Ausnahme genehmigung war erstmals im Jahre 1951 von dem damaligen Arbeitsminister Ernst (CDU) für das SM-Werk des Hüttenwerkes Oberhausen erteilt worden. Im Frühjahr 1957 erteilte dann Arbeitsminister Hemsath achtzehn Werken der eisenschaffenden Industrie die Ausnahme genehmigung — da sich die kontinuierliche Arbeitsweise sehr gut bewährt hatte.

Nach dem Regierungswechsel in Nordrhein-Westfalen bestätigte der neue Arbeitsminister Ernst abermals die Ausnahme genehmigungen. Minister Ernst, der dafür starken Angriffen aus den Reihen der eigenen Partei und aus Kreisen der katholischen Kirche ausgesetzt war, begründete seinen Entschluß damit, daß die in Nordrhein-Westfalen getroffene Regelung als Schritt zur Erhöhung der Sonntagsruhe im industriellen Bereich anzusehen sei. Ohne die

kontinuierliche Arbeitsweise, so schrieb Arbeitsminister Ernst u. a. an die „Keteler Wacht“, seien an den betreffenden Ofen und Maschinen früher an Sonntagen Reparaturarbeiten geleistet worden, die weit mehr Menschen benötigten als die Produktionsarbeit. Die damalige Regelung aber sei nie beanstandet worden.

In der Tat, die Erfahrungen beweisen eindeutig, daß nach Einführung der kontinuierlichen Arbeitsweise die Sonntagsarbeit in den Stahlwerken ganz erheblich zurückgegangen ist. In den Eisen- und Stahlwerken Nordrhein-Westfalens arbeiteten nach der amtlichen Statistik im Oktober 1957 genau 24,9 Prozent der Gesamtbelegschaft an Sonntagen. Im Januar 1959 war der Prozentsatz der Sonntagsarbeiter bereits auf 16,9 Prozent zurückgegangen.

Diese Tatsachen und die Tatsache, daß die kontinuierliche Arbeitsweise sowohl von den Stahlwerkern selbst wie auch von den Arbeitgebern als echter Fortschritt begrüßt wird, haben jedoch die Angriffe gegen diese Regelung und gegen die IG Metall als Initiator nicht aufhören lassen. Und nun haben die Angreifer dort den Hebel angesetzt, wo sie am ehesten Erfolg erwarten: in Bonn.

Das Bundesarbeitsministerium bereitet zur Zeit eine Änderung der Bundesratsbekanntmachung von 1895 über die Sonntagsarbeit vor. In Gesprächen und Verhandlungen zwischen dem Bundesarbeitsministerium, dem Bundeswirt-

schaftsministerium, der IG Metall, dem Arbeitgeberverband Eisen- und Stahlindustrie sowie den Vertretern der katholischen und evangelischen Kirche war dabei im vergangenen Jahr weitgehende Übereinstimmung erzielt worden, daß die kontinuierliche Arbeitsweise für alle SM- und Elektroöfen der Bundesrepublik über 50 t beibehalten werden sollte. Zwar war auch diese Regelung für die IG Metall und den Arbeitgeberverband nicht befriedigend, es zeigte sich jedoch, daß von seiten einflußreicher Kreise weitere Verschlechterungen geplant wurden.

Inzwischen ist nämlich bekannt geworden, daß das Bundesarbeitsministerium, sicherlich auf Grund des Einflusses jener

Kreise, erwägt, die kontinuierliche Arbeitsweise nur noch bei Ofen von über 75 t zuzulassen. In der Praxis würde das auf der wirtschaftlichen Seite einen durchschnittlichen Produktionsausfall von 5 bis 6 Prozent, in einigen Unternehmen sogar von 13,5 bis 18 Prozent bedeuten.

Für die soziale Seite, für die Arbeitnehmerschaft, würden ebenso schwerwiegende Folgen eintreten. Die Aufgabe der bisherigen Arbeitsweise in vielen Betrieben durch die geplante Heraussetzung der Ofengröße würde dazu führen, daß die Sonntagsarbeit im gleichen Umfang wieder wie früher eingeführt würde — weil dann nämlich wieder alle Reparaturen son-

tags ausgeführt würden, um die Werkzeuge ohne jede Störung nur für die Produktionsarbeiten zur Verfügung zu haben. Außerdem müssen die SM-Öfen, auch wenn nicht produziert wird, warmgehalten werden, da eine Abkühlung zwangsläufig bei Wiederinbetriebnahme zu Schäden führt. Und auch zum Warmhalten der Öfen müssen Arbeitskräfte zur Verfügung stehen.

Gäbe es also durch eine derartige Regelung nicht weniger, sondern sogar viel mehr Sonntagsarbeit, so sind weitere schwere Nachteile ebenso leicht abzusehen. Nach Aufhebung der Ausnahme genehmigung müßte die Arbeitszeit der Stahlwerker, die jetzt auf Grund der kontinuierlichen Arbeitsweise 42 Stunden beträgt, wieder auf 44 verlängert werden. Die bisher auf vier Schichten beruhenden Schichtpläne müßten der 44-Stunden-Woche und der 16stündigen Produktionsruhe am Sonntag angepaßt werden, was in der Praxis eine Rückführung auf drei Schichten bedeuten würde. Damit würden zugleich Arbeitskräfte freigesetzt werden.

Hinzu kommt, daß die verbleibenden Belegschaften unter wesentlich ungünstigeren Bedingungen arbeiten müßten als bisher, da die Wochenarbeitszeit von 44 Stunden nur mit Hilfe eines Springsystems erreicht werden kann. Das aber bedeutet tägliche Veränderung in der Besetzung der Arbeitsgruppen, Vermehrungen der Unfallgefahren und vieles andere mehr.

Gleich nach Bekanntwerden der neuen Pläne des Bundesarbeitsministeriums wandten sich Betriebsräte der betroffenen Unternehmen und später auch die Arbeitgeber an den Bundesarbeitsminister, um auf die Gefahren einer derartigen Regelung hinzuweisen und um gegen jede Verschlechterung des bestehenden Zustandes zu protestieren. Zusammen mit der IG Metall berieten dann die Betriebsräte der eisenschaffenden Industrie die Auswirkungen der Pläne des Bundesarbeitsministeriums. Übereinstimmend wurde dabei zum Ausdruck gebracht, daß die Stahlwerker von der Bundesregierung erwarten, daß die bisherige Regelung mit der 42-Stunden-Woche akzeptiert und in der neuen Verordnung verankert wird. Die Stahlwerker, so wurde ausdrücklich betont — und daran gibt es auch keinen Zweifel —, sind nicht gewillt, Verschlechterungen hinzunehmen. **Horst Berger**



Der Erfolg muß organisiert werden

In der Regel wird es so sein, daß die Absatzlage, der sich ein Unternehmen gegenüberstellt, über Sein oder Nichtsein für die Länge der Zeit entscheidet. Das ist eine Binsenweisheit; jeder begrüßt sie als altvertraut — um sie sofort wieder zu vergessen. Was bleibt übrig, als immer wieder von ihr zu reden?

Was Umsatz ist, weiß jeder; er ist die Summe der Beträge, die für verkaufte Leistungen innerhalb einer bestimmten Zeit eingenommen wurden. Umsatz ist Sache des Verkaufs und die interessiert andere Arbeitsbereiche nicht, weil sie nicht zum Verkauf gehören. Munter werden sie erst, wenn es mit dem Verkauf hapert. Dann wird ihnen bewußt, daß auch sie von der Summe der Beträge leben, „die für verkaufte Leistungen eingenommen wurden.“

Lange hat es gedauert — und in unserer Industrie ist es durchaus noch keine verbreitete Erkenntnis — bis sich die Auffassung durchgesetzt hatte, daß der Verkauf nur dann zu Höchstleistungen befähigt ist, wenn er die Unterstützung des ganzen Unternehmens im Rücken hat. Die Amerikaner haben dafür den Begriff „sales promotion“ geprägt, der sich sehr verständlich mit dem Wort „Verkaufsförderung“ übersetzen läßt. Verkaufsförderung ist eine umfassende Aufgabe, die die systematische Durchleuchtung des ganzen Unternehmens beinhaltet, indem man jeden Arbeitsbereich daraufhin untersucht, ob er sich zum Gedanken einer absatzorientierten Ausrichtung seiner Funktionen negativ, indifferent oder positiv verhält.

Der Mann im Hintergrund

Diese Aufgabe ist mit Blick auf Marktpflege und Markterhaltung so wichtig, daß sich in vielen Unternehmensführungen neben der technischen und kaufmännischen (finanzwirtschaftlichen) Leitung ein Mann befindet, der sich speziell der Verkaufsförderung widmet. Diese Position wird nur dann vom Verkaufsleiter eingenommen werden können, wenn dieser ganz ausgeprägte organisatorische Fähigkeit besitzt, zu denen sich ein gewisser Ideenreichtum gesellt. Liegt seine Stärke dagegen in der geschickten Abwicklung spezieller Verkaufshandlungen, dann ist er für die Aufgaben der Verkaufsförderung nicht geeignet. Hier stößt man auf eine Parallele, die sich im technischen Bereich sehr oft wiederfindet, wo neben fachlichen ausgesprochene Verkäufer-Anlagen auch nicht immer in einer Person zusammentreffen. Versucht man den Gedanken einer absatzorientierten Ausrichtung aller Arbeitsbereiche eines Unternehmens zu verwirklichen, dann wird man erstaunt feststellen, wie wenige Mitarbeiter, sofern sie nicht unmittelbar eine Verkaufsfunktion ausüben, ein Verhältnis zur Bedeutung des Umsatzes und seiner möglichen unmittelbaren Rückwirkung auf den eigenen Arbeitsplatz haben. Viele werden dabei kräftig an dem Ast sägen, auf dem wir alle sitzen. Man wird sogar annehmen dürfen, daß sich alle Unternehmensbereiche, in denen nicht bewußt eine Beziehung hergestellt wird zwischen der eigenen Arbeit und ihrer Gestaltung im Sinne einer absatz-

orientierten Ausrichtung, indifferent, wenn nicht sogar negativ zum Gedanken der Verkaufsförderung verhalten. Die allerwichtigste Aufgabe besteht also darin, die negativ wirkenden Kräfte zunächst zu neutralisieren. Dann ist zu untersuchen, ob sich die indifferenten Bereiche für den Gedanken der Verkaufsförderung aktivieren lassen.

Kranker Verkauf

Es war gesagt worden, daß solche Untersuchungen alle Unternehmensbereiche erfassen müssen; daß dabei auch der Verkaufsbereich unter keinen Umständen ausgelassen werden darf, ist klar. Die Handhabung der Praxis der Verkaufsförderung sollte, so meint der Außenstehende, zum Werkzeug des Verkaufs gehören, wie der Hobel zur Werkbank des Schreiners. Die Gefahr, daß auch im Verkaufsbereich schwerwiegende Fehler gemacht werden, wächst in dem Maße, wie hier die bei früheren Gelegenheiten schon erwähnte Verteiler-Mentalität um sich greift. Das kann seine Gründe haben in einer gewissen Monopolstellung des Unternehmens hinsichtlich seiner Produktion. Die Ursache kann aber auch darin zu suchen sein, daß der Verkauf von der Produktionsseite zu wenig Unterstützung findet, um Markthancen auszunutzen. Das degradiert ihn dann zum Briefträger.

Bürokraten abschießen!

Es ist eine bekannte Erscheinung, daß in der Wirtschaft große Verwaltungen sehr anfällig sind für eine Entwicklung, die die ausgeprägten Wesenszüge einer Behörde trägt. Es bedarf schon der ganzen Kraft der Mitarbeiter, sich gegen eine solche Entwicklung zu stemmen, vorausgesetzt, sie wird ihnen überhaupt bewußt. In ganz besonderer Weise muß sich derjenige dagegen wehren, dem die Aufgabe der absatzorientierten Ausrichtung des Unternehmens oder die Aufgabe der Verkaufsförderung übertragen wird. Die Verwirklichung dieser Aufgabe wird umso schwerer sein, je weiter die Verhärtung der Funktionen der einzelnen Unternehmensbereiche in einem Betrieb fortgeschritten ist.

Wenn in anderen Zusammenhängen häufig darüber geklagt wird, daß gegenüber der straffen vertikalen Gliederung des Unternehmens die notwendigen Kontakte, die sich in diesem Zusammenhang als horizontale Gliederung darstellen, hoffnungslos ins Hintertreffen geraten, dann liegt das oft nicht im menschlichen Versagen und an der Unfähigkeit Kontakte zu schaffen. Ein wirtschaftliches Unternehmen ist eine auf einen bestimmten Zweck ausgerichtete Organisation. Die Erfolge, die im Bereich der Absatzwirtschaft zustande gebracht werden, helfen die Arbeitsplätze zu sichern. Es müßte also als Nebenwirkung möglich sein, daß von der bewußten Pflege der Idee der Verkaufsförderung Impulse ausgehen, die auch das Entstehen von Querkontakten begünstigen. In der Wirtschaft hat eben bevorzugt das helle Bewußtsein, der wache Verstand sein Betätigungsfeld, Gefühlsbetonte Appelle (Werksfamilie etc.) finden in einer so gearteten und vom Zweck her geprägten Atmosphäre kaum ein Echo.

Johannes Medebach
Werbeabteilung

Was ist Marketing, was ist Werbung?

„Marketing ist der Sammelbegriff für alle Maßnahmen zur Lenkung marktgerechter Erzeugnisse vom Produzenten an den Verbraucher. Eingeschlossen sind Marktbeobachtungen und Produkttests, die Produktgestaltung und die Preisstellung, die Bestimmung der Absatzwege, die Planung von Verkaufsförderaktionen sowie die Koordination von Absatz und Werbeplanung usw.“

Werbung ist im engsten Sinne der kommunikative Teil der Absatzförderung, die besonders in den Massenübermittlungsträgern sichtbare Formen annimmt. Bevor der Werber seine Botschaft an den Mann bringen kann, muß er sich mit Fragen befassen, die bei der Absatzplanung auch auf der Stufe der Verkaufsleitung gestellt werden oder doch gestellt werden sollten.

Drei Fragen stehen hier im Vordergrund:

1. Wer verbraucht was, wann und wo?
2. Wie beurteilt das Publikum eigene und Konkurrenzprodukte?
3. Mit welchen Mitteln und wie erreicht man die potentiellen Konsumenten wann und wo?

Die Antworten auf diese Fragen sind eine gemeinsame Grundlage für die Planung sämtlicher Maßnahmen zur Absatzförderung. Wer die Probleme dabei stellt und löst, ist grundsätzlich gleichgültig. Indes ist es zweckmäßig, die Aufgabe jener Instanz zu überlassen, die mit dem geringsten Aufwand das beste Ergebnis erzielt.

Dem Reklameberater oder dem Werbeleiter in der Unternehmung darf man es dann auch nicht verübeln, wenn er mangels fremder aus eigener Initiative an die Verkaufsprobleme herantritt, gelegentlich einmal Kritik an der Koordination von Absatz- und Werbeplanung übt oder sogar mit Anregungen die Chancen eines Produktes auf dem Markt verbessern helfen möchte. Nur wenn ihm dieses Recht erhalten bleibt, lassen sich Werbung und Marketing als Teamwork kombinieren; und nur dann kann er auf die Dauer lächelnd darüber hinwegsehen, daß Umsatzerfolge höchst selten, Mißerfolge dagegen regelmäßig der Werbung zugeschrieben werden.“ (Kriterion, Zürich)

UNSERE JUBILARE



Johann Steffens

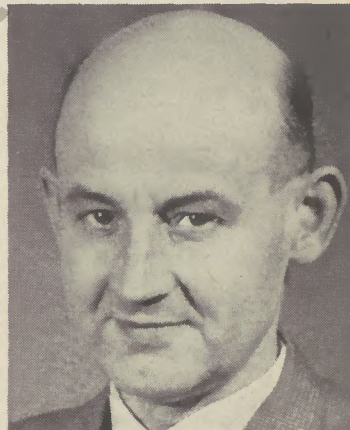
Angestellter in der Registratur
(Abt. Absatzwirtschaft Reisholz)
Eintrittsdatum: 15. 1. 20

25 jähriges Jubiläum



Karl Deuß

Meister in der Schweißerei
(Werk Reisholz)
Eintrittsdatum
1. 4. 27 — 23. 10. 31
10. 10. 32 — 30. 8. 48
1. 7. 55



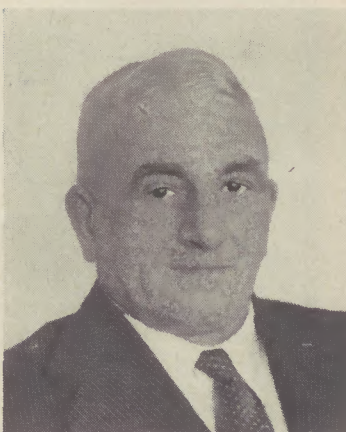
Wilhelm Eickholt

Vorarbeiter in der Kranschlosserei
(Werk Oberbilk)
Eintrittsdatum: 3. 1. 35



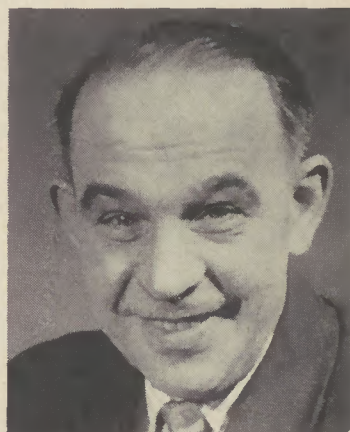
Franz Sturm

im Eisenbahn-Rangierbetrieb
(Werk Oberbilk)
Eintrittsdatum: 6. 1. 35



Franz Przeslawski

in der Stoßdämpferabteilung
(Werk Reisholz)
Eintrittsdatum: 12. 1. 35



Alfons Schönrock

in der Räderfabrik Oberbilk
Eintrittsdatum: 23. 1. 35

Johann Hartmann 65 Jahre

Nachträglich und da die Dezember-Werkzeitung gerade in Druck war, etwas spät — aber wohl doch noch nicht zu spät — möchten wir alle, möchte das ganze Werk unserem Johann Hartmann zum 65. Geburtstag gratulieren, den er am 21. November 1959 feierte. Überall in der großen weiten Welt ist ein 65-jähriger Geburtstag etwas Besonderes. Der Mensch, der ihn erleben darf, hat etwas geleistet. Er ist eine Persönlichkeit. Er hat Gesicht. Sein Wort gilt etwas bei den Jüngeren. Auf ihn hören sie; denn er hat Erfahrung, aber er ist noch nicht alt.

Der gebürtige Düsseldorfer Johann Hartmann ist seit seiner frühesten Jugend politisch und gewerkschaftlich organisiert. Er kennt noch die Zeit, in der ein Arbeiter nur arbeiten, aber nichts sagen durfte. Er kennt auch die Zeit, in der jeder saubere Mensch, ganz gleich welcher Art und welchen Berufs, sich ruhig zu verhalten oder ins KZ zu gehen hatte. Johann Hartmann ging ins Konzentrationslager. Aber schon 1945 half er wieder mit beim Aufbau eines neuen, lebenswerten Lebens. Seit 1948 ist der Rohrrevisor Hartmann Mitglied unseres Betriebsrates. Da war so manches, was er für die Kollegen tun konnte. Und alles, was er für richtig hielt, das tat er tatsächlich — auch wenn es manchen Leuten nicht angenehm war. Die Jungen und auch die Älteren lauschten, wenn er von früher erzählte. Johann Hartmann schwelgte dann nicht in Erinnerungen. Das lag ihm nicht. Wenn er erzählte, dann hatte das Beziehung zur Gegenwart und ein paar Ratschläge sprangen dabei heraus.

Johann Hartmann war lange Jahre Obmann der Schwer- und Unfallgeschädigten im Werk Reisholz. Sie alle wissen seine tatkräftige Art zu schätzen. Die meisten haben erst in der letzten Sitzung erfahren, daß er sein Amt niedergelegt hat und daß Hans Benz der neue Obmann ist. Der 65jährige Johann Hartmann, der viele Jahre den blauen Anzug trug, hat ihn nun ausgezogen. Er möchte es jetzt ein wenig ruhiger haben. Der Urenkel schreit nach Urgroßvater Hartmann — als ob er ahnt, daß ein Urgroßvater etwas Besonderes ist. So sehr fürs Gemütvolle ist unser Jubilar jedoch nicht — wenn er sich auch mächtig über das Bild vom Pater Kellermeister gefreut hat, das ihm seine Betriebsratskollegen zum Abschied schenkten. Er bleibt vielmehr Mitglied der Vertreterversammlung der Betriebskrankenkasse der Pensionäre. Er hat seine Hand weiterhin im Spiel.

Bei seiner Bescheidenheit und bei der Art, in der er alles tut, was eben zu tun ist, ist es ihm wohl gar nicht recht, daß hier von ihm in den Werkmitteilungen geredet wird. Aber so sehr wir Zurückhaltung und die Wünsche unserer Pensionäre — zu denen er ja nun gehört — ehren, hier können wir keine Rücksicht nehmen: Johann Hartmann war von der ganzen schweren Zeit des Wiederaufbaus bis jetzt Betriebsratsmitglied. Er war also keine „Privatperson“. Er hat als Betriebsratsmitglied viel geleistet. Für diese Betriebsratsleistung dankt ihm das ganze Werk. Daß von Dank auch etwas in der Zeitung steht, muß er darum gestatten.

Ist der Film ein fairgeschäft?

Im Winter gehen sogar Besitzer einer Fernsehtruhe ins Kino. Sie möchten den allerneuesten Film sehen, der nicht auf dem häuslichen Bildschirm erscheint. Haben sie die verführerisch schönen Frauen und die starken Männer bewundert, steigen sie betäubt nach Hause. Wie unterscheiden sich doch die Filmstars von den grauen Alltagsspinnen! Sie sind schön, sie sind stark — und das seit zwanzig Jahren!

Die Filmschauspieler stehen nicht am Ofen oder an der Walzenstraße. Sie blicken nicht in den Feuerrachen im Elektrostahlwerk und wenn sie mit Tigern kämpfen, haben sie ein Double. Also soll es wohl nicht so schwierig sein, sich jung zu erhalten! Dazu ist allerdings zu sagen, daß auch Filmschauspieler Sorgen haben und wenn es sich nur um die zwanzigtausend Mark handelt, die sie gestern mehr kriegten als heute. Sie müssen sich mit Produzenten und einigen anderen Leuten herumschlagen. Die Produzenten, die Filmkaufleute, sind mindestens so wichtig wie die Stars; denn sie haben das Geld. Ohne Geld läuft kein Film. Die Leute, die in der SPIO, der Spitzenorganisation der Filmwirtschaft, zusammengeschlossen sind, haben natürlich auch ihre Sorgen. Sie bemühten sich zum Beispiel nach den letzten Berliner Filmfestspielen, keine Informationen über das geschäftliche Ergebnis der Schau nach außen dringen zu lassen. Findige Journalisten kriegten natürlich doch heraus, was sie wissen wollten. Das Ergebnis dieser Untersuchungen liegt hier vor. Es ist von trauriger Aktualität. Damit soll niemandem der Spaß an der flimmernden Leinwand verdorben werden. Er soll nur zusätzlich ein wenig nachdenklich gemacht werden. Er soll den Film als wirtschaftliche Macht erkennen und er soll sich fragen, ob die Machtkämpfe, von denen er nur selten hört, fair sind. Da wir alle Kinobesucher sind, geht es uns alle an.

„Wir lernten in Berlin die Filmproduktion aus 43 Ländern kennen“, sagten die Journalisten, die während der Berliner Filmfestspiele ihre Nasen in allerhand Töpfe gesteckt hatten. Es waren keine Filmkritiker, sondern Wirtschaftsjournalisten. Das ist das Ungewöhnliche an der Sache. Für sie stand das wirtschaftliche im Vordergrund. Aber sie übergangen das Künstlerische keineswegs. Sie meinten:

Wenn wir aus allem, was wir sahen und hörten, die Bilanz ziehen sollen, so müssen wir zunächst mit Blick auf Berlin das Phänomen erklären, warum die uns hier präsentierte Durchschnittsleistung von der Mehrheit der Kritiker mit dem Prädikat „Mangelhaft“ — und dies durchaus zu Recht — versehen wurde: Erstens ist der Osten vor der Tür geblieben, so daß die Festspiele den Charakter wenn auch nicht einer westlichen — auch Japan und Indien führten ihre nationalen Erzeugnisse vor — so doch einer nicht-kommunistischen Schau trugen. Ein bedeutendes Kino in der Zoogegend versuchte dieses offensichtliche Manko dadurch auszugleichen, daß es unmittelbar nach Abschluß der großen Filmemonstration eine Reprise des alten sowjetischen Meisterwerks

„Panzerkreuzer Potemkin“ brachte. Künstlerisch gesehen, hätte man dem ganzen Festival-Rummel keine heftigere Ohrfeige verpassen können; und es mochte für die Veranstalter der alljährlichen Flimmerfeste zum Troste reichen, daß das Gros der ausländischen und inländischen Gäste bereits abgereist war und ihnen mithin ein Vergleich erspart geblieben ist.

Der zweite Grund für die Zurückhaltung des Auslands auf qualitativem Gebiet dürfte in der Tatsache liegen, daß die Franzosen und Italiener bei der Beschickung internationaler Filmfestivals in erster Linie an ihre eigenen kinematographischen Jahresschauen in Cannes und Venedig denken und daß auch andere Produktionsländer von als „bedeutend“ geltenden Filmen — insbesondere die Angelsachsen — die besten Streifen für die Vorführung in alternativen Festspielzentren aufsparen. Das Geschäft fragt nicht danach, daß es der Viersektorenstadt sehr daran liegt, jede Gelegenheit wahrzunehmen, um als Mittelpunkt des Weltinteresses herausgestellt und bestätigt zu werden. Natürlich war dieses Handicap im Bereich der Qualität des Gebotenen — löbliche Ausnahmen seien nicht verschwiegen — für die Produzenten, Importeure und Verleiher kein Hinderungsgrund, um Geschäfte auf breiter Basis abzuschließen, Verträge zu paraphieren, alte Beziehungen aufzufrischen und neue Kontakte anzubahnen. Es wird allseits versichert, daß die Filmindustrie in jeder Hinsicht zufrieden sein kann. Auch die Tatsache, daß kein einziger deutscher Spielfilm von der internationalen Jury eines Preises für würdig befunden wurde, hat die Branche in ihrer Gesamtheit nicht gestört. Manche Optimisten hofften auf eine Auszeichnung für die technisch saubere, jedoch bis zum Exzeß durchkonstruierte Hamlet-Transposition „Der Rest ist Schweigen“. Man verschloß einfach seine Augen gegenüber negativen Elementen und stellte die positiven Faktoren groß heraus, etwa den erstaunlichen Umstand, daß der deutsche Filmexport von 1957 auf 1958 um rund 50 Prozent gestiegen ist und weiterhin eine steigende Tendenz zeigt. Ein Zyniker bezeichnete als den bedeutendsten Erfolg der letzten Berliner Filmfestspiele die Tatsache, daß auch das Ausland schlechte Filme herstellte und somit die Bundesrepublik nicht allein durch die Phantasielosigkeit ihrer Filmschaffenden auffalle. Man entnimmt den Statistiken, daß im vergangenen Jahr 598 Spielfilme von der Freiwilligen Selbstkontrolle zur Vorführung in der Bundesrepublik freigegeben wurden. Dabei entfielen 250 auf die Vereinigten Staaten von Amerika. 108 Streifen wurden in der Bundesrepublik und Berlin hergestellt, wobei von dieser Zahl fast die Hälfte auf das Konto der Berliner Ateliers zu buchen sind. Man machte in Zahlen und vertraute sonst auf die Suggestivkraft des Rummels, der Reklame, dem Sog des numerisch Kolossal — Methoden und Begriffe, deren Gewicht man so hoch einschätzt, daß man sorglos auch der Konkurrenz des Fernsehens begegnen zu können glaubte. Die entsprechenden Warnrufe aus Amerika und neuerdings auch aus England nahm man auf die leichte Schulter. Wir sprachen mit einem Filmmagnaten über dieses Thema und fragten ihn, was er dazu sage, daß die Kinokrise in Großbritannien dazu geführt habe, daß seit 1. 7. vorigen Jahres die meisten Kinos des Landes jeden Tag eine Vorstellung weniger gäben? Wir wiesen unseren Gesprächspartner darauf hin, daß es gegenwärtig 26 Millionen Fernsehteilnehmer in England gebe, womit auf jeden zweiten Bewohner der Insel ein Fernsehgerät entfällt. Noch vor einem Jahr habe man 22,5 Millionen Empfänger gezählt; nun rechne man damit, daß diese Zahl in naher Zukunft auf 30 Millionen ansteigen werde. Der Filmmagnat lächelte und machte eine abwehrende Handbewegung: „In dieser Hinsicht sind wir unbesorgt. Die deutschen Fernsehprogramme und die Qualität des Gebotenen, auch in der Sicht des anspruchslosen Mannes, sind die beste Garantie dafür, daß diese Einrichtung hierzulande nicht ins Kraut schießt. Im übrigen sorgt die finanzkräftigere Filmindustrie und die wachsende Abhängigkeit des Staates von ihr dafür, daß das Fernsehen den Film nicht aussticht.“

Und nun also drängt sich die Filmindustrie in den Vordergrund des gesellschaftlichen Lebens! Auch dazu gibt

es eine instruktive Episode: Der bayr. Staatssekretär im Finanzministerium, Dr. Lippert, erteilte kürzlich dem Verwalter der bayerischen Schlösser einen Verweis, weil er Schloß Schleißheim einige Stunden für einen Empfang der Columbia für Kim Novak zur Verfügung gestellt hatte. Filmleute „gehörten nicht hinein“, hat der Staatssekretär lapidar festgestellt. Der Einwand von seiten der Columbia, daß 24 Stunden später im gleichen Schloß ein Empfang der Landesregierung für die Seidenindustrie stattgefunden habe, wurde etwas schnodderig dahin beschieden, daß dies ja auch „etwas anderes“ sei. Dieser Fall löste in der gesamten Filmindustrie Erregung aus. Die SPIO wurde eingeschaltet, und der Staatssekretär wurde ersucht, sich wegen dieser „Diffamierung“ zu entschuldigen. Es blieb aber nicht allein bei diesem Ersuchen: Die Columbia drohte mit dem Entzug von Aufträgen an die bayerische Wirtschaft. Man wollte der Münchner Regierung schon zeigen, was eine Harke und wer der Stärkere ist, der Film oder der Staat! Selbstverständlich sehen auch wir in der Äußerung des Herrn Dr. Lippert eine Entgleisung, und es hätte nahegelegen, daß er sich deshalb entschuldige. Andererseits muß aber auch die massive Drohung der Columbia als eine Entgleisung gewertet werden, denn es ist weder geschickt noch besonders taktvoll von seiten des Films, sich als Staat im Staate aufzuführen und den starken Mann herauszukehren.



Jumbo geht spazieren

Jumbo, der Redaktionselefant, ging spazieren. Man soll ja auch im Winter spaziergehen. Außerdem haben Elefanten ein dickes Fell. Er ging also spazieren, ohne Grund, ohne Anlaß, nichts zu suchen war sein Sinn. Er fand aber doch etwas. Er fand die Überreste ehemals langer und duftender Zigaretten. Sehr schön, da hat sich jemand Freude gemacht. Das ist lobenswert. Man soll sich das Leben lebenswert machen. Nur die schalen Überreste seiner Lebensfreude soll man nicht in den Briefkasten werfen.

Wie Jumbo dazukommt, derartige Frechheiten herauszuposaunen? Jumbo wollte, es seien Frechheiten, Behauptungen ohne Grund und Boden. Aber es sind leider Tatsachen. Jumbos kleine runde Auglein haben es gesehen: In einem Briefkasten für die Werkmitteilungen erblickten sie Zigarettenstummel, Bonbonpapier, Aschenreste, Streichhölzer und Papier (aber kein beschriebenes für die Redaktion, sondern Butterbrotpapier). Jumbo schüttelte traurig seinen Kopf, ließ den Rüssel hängen und trottete weiter. Auf was für Gedanken die Zweibeiner kommen! Oder sind das gar keine Gedanken? Sind das Gedankenlosigkeiten? Jumbo weiß es nicht. Er weiß nur, daß ihm das Spaziergehen verleidet ist. Er setzte müde einen mächtigen Fuß vor den anderen und war sehr unaufmerksam. Das sollte man vermeiden. Man kann durch Unaufmerksamkeit zu Schaden kommen. Fast wäre Jumbo gestolpert. Über ein Stück Rohr wäre er beinahe gestolpert. Das lag da, wo es gar nicht hingehört. Mitten auf der Straße. Jumbo trompetete erst leise, dann laut. Als niemand hörte, packte er das Rohr mit seinem zarten Rüssel und warf es an die Seite. Da konnte dann niemand mehr darüberfallen.

Was er auf dem Heimweg hörte, steigerte auch keineswegs das Wohlbefinden unseres Redaktionselefanten. „Nein, die Verletzung war glücklicherweise nicht schlimm“, sagte da ein Zweibeiner zu einem anderen. „Aber stellen Sie sich vor, wir wußten gar nicht, wo er wohnt.“ „Aber das Lohnbüro?“ „Tja, umgezogen.“ Bis Jumbo begriffen hatte, daß die Zweibeiner von einem Verletzten redeten, dessen Anschrift ihnen unbekannt war und dessen Angehörige sie erst nach Umwegen benachrichtigen konnten, war von den Männern nichts mehr zu sehen. Jumbo wackelte mit den Ohren und bewegte nachdenklich den Rüssel: Da gibt es doch tatsächlich Leute, die sagen weder ihrer Frau noch ihrer Wirtin wo sie arbeiten, noch hier, wo sie wohnen. Es laufen auch Leute herum, die werden bei einem kleinen Unfall in eine Taxe gesetzt und zum Arzt geschickt. Nur bei diesem Arzt kommen sie niemals an. (Nein, nein, das Auto hat kein Rad verloren!) Was soll man dazu sagen? Jumbo weiß es nicht. Er ist ja auch nur ein Elefant.



Eine Szene aus dem Film „Der Rest ist Schweigen“

Foto: Europa-Film-Verleih



Ich schlief
und träumte,
das Leben
sei Freude...

Ich schlief und träumte, das Leben sei Freude, ich erwachte und sah, das Leben war Pflicht. Ich arbeitete und sah, die Pflicht war Freude. Kann es ein treffenderes Wort über die Situation eines Jubilars geben als diese Sanskrit-Zeile?*) Sie saßen an einem klaren Novembertag (und in der Nacht!) in der Diepeschrather Mühle in Bergisch-Gladbach zusammen und feierten ihr Fest, 72 Jubilare unserer beiden Werke. Über manchem Kopf

*) Altindische literarische Hochsprache (im Gegensatz zu den mehreren hundert Dialekten).

lag der Reif des Alters. Sie alle hatten gearbeitet, viel gearbeitet im Leben: „Ich schlief und träumte, das Leben sei Freude, ich erwachte und sah, das Leben war Pflicht ...“ Und alle fanden neben unvermeidbarem Kummer Freude in ihrer Arbeit. Sie lachten und aßen und tranken und ließen sich einmal nach Herzenslust verwöhnen. Die Kapelle Heinz Frings spielte sich sofort mit Walzern und Rheinländern in die Herzen der Jubilare. Einmal versuchte sie es mit Mozart. Sehr schön, sehr zart — eben zu zart.

Es war eine richtige gute Atmosphäre. Manche, die sich im Alltag als Vorgesetzte und Untergebene begegnen, knapp, mehr oder weniger höflich, saßen plötzlich an einem Tisch und entdeckten einer im anderen den Menschen. Geschäftsleitung und Betriebsrat waren überzeugt, daß in der Kürze die Würze liegt und daß „Reden ein bitterer Tropfen Wermut an Festtagen“ sind. Die Nacht gehörte den Artisten und dem Jubilar und Geburtstagskind Mathias Höbel, der mit wohlklingender Stimme sang. Ernst Etry war ein

guter Ansager, der mit Witz, Charme und Esprit die Künstler den Gästen warm ans Herz legte. Die „Two Ledas“ sprangen und jonglierten. Der eine der beiden Männer legte sich eine Röhre auf den Kopf. Auf diese Röhre baute der andere seinen Kopfstand. Davon fühlten sich Röhrenleute besonders angesprochen. Diesen Trick beherrschen nur die „Two Ledas“. „Tedy Cox“ sorgte auf komische Art für musikalische Überraschungen. Neben einem feinen Hammerklavier spielten ein schäbiger Anzug und überlange Schuhe

mit. Das gleiche galt für Bobby Petz. Er jedoch war ein großer Schweiger. Seine schreiend komische Komik war ohne Worte: Runter in den Keller, rauf aus dem Keller, Zeitung gelesen, Kopf geschüttelt, sich an die Stirn gegriffen. Ja, das Leben ist eine merkwürdige Sache ... Trink 'mer noch e Tröppke ... Also runter in den Keller ... „Sybille“ und „Joschi und Mekki“ verrenkten ihre Körper. Mancher betastete verwirrt seine Knochen. Ja, bei ihm waren sie noch alle da. Bei den „Drei Ricordies“ aber,



Fotos: Heinz Völker

„Europas schönster Clownerie“, schlugen die Wellen der Freude am höchsten. Sie sind in den ersten Varietés der Weltstädte zu Hause. Manch einer hatte die „Drei Ricordies“ in Amsterdam, Hamburg, Düsseldorf oder auf dem Bildschirm gesehen. Einer der drei machte den Bärenführer. Der war vernünftig. Er spielte wunderhübsch gefühlsgeladen auf seiner Trompete, bis sein Kumpan über seine überlangen Schuhe hereingestolpert kam und seinerseits kräftig ins Horn stieß. Da gab es moderne Musik: Dissonanzen. Auch

der dritte Ricordie, ein tapsiger Bär, beherrschte sein Instrument. Als man ihm das Fell vom Leibe zog — was nicht gut sein soll und wogegen er sich wehrte — siehe, da war es eine Ricorda...

Es war eine gute runde Sache. Der Abend war mit Erleben prall gefüllt und schillerte in allen Farben. Es klingt so entsetzlich abgegriffen; Jeder tat sein Bestes. Hier jedoch tat tatsächlich jeder sein Bestes — und das war viel; denn die Artisten waren nicht zweite oder dritte Garnitur, sondern erste. Selbst notorische

Schwarzseher fanden das. Conférencier und Publikum — also die gefeierten Pensionäre — befeuerten sich gegenseitig. Die Stimmung war prächtig — und die Musik spielte dazu. Sie spielte Walzer und Rheinländer, 'mal einen Tango oder Fox-trott. Nix von wegen „Manche mögen's heiß“. Den Tanzenden wurde höchstens heiß. Wie dem auch sei: Die Jubilare des Jahres 1959 jedenfalls schwangen ihr Tanzbein bis des Samstagmorgens einhalb drei Uhr — woran man eine gelungene Feier erkennen kann.

D'r Uttes — auf Hochdeutsch Matthias Nettersheim — gehört zu Stahl und Röhren, gehört zu uns, wie — ja, ich weiß nicht — wie die Luft zum Atmen. Er ist in Oberbilk bekannt und er ist in Reisholz bekannt, nicht nur in den Werken, sondern auch auf den Straßen. Er fährt einen Elektrokarren von Oberbilk nach Reisholz und von Reisholz nach Oberbilk. Und auf dem Elektrokarren Pakete und Päckchen, Rohre, Schrauben und Werkzeuge — was halt so anfällt, wenn zwei Werke sechs Kilometer voneinander entfernt liegen.

An Elektrokarren denken und dabei Matthias Nettersheim sehen, ist eines. D'r Uttes macht das seit zehn Jahren. Zehn Jahre sind eine lange Zeit — aber man möchte fast meinen, Matthias Nettersheim sei mit einem Elektrokarren geboren worden. Doch er kommt aus süßeren und zarteren Bereichen. Wer hätte das gedacht: Er hat Schokolade gefahren. Ich habe mir sagen lassen, er sei gewissenhaft und zuverlässig wie selten einer. Mit ihm kann man Pferde stehlen. Warum soll das nicht einmal ausgesprochen werden? Es ist kein „Honig um den Bart schmieren“. Matthias Nettersheim ist Vorbild für all' unsere Elektrokarrenfahrer. Es sind meistens junge Leute, zwischen 18 und 35 Jahren, 96 an der Zahl, die in Reisholz und Oberbilk zwischen den einzelnen Betriebsabteilungen hin und her kurven.

Sie stehen (Elektrokarren) oder sitzen (Elektrowagen) auf ihrem kleinen batteriegetriebenen Fahrzeug, das zwischen 40 und 80 km in der Stunde „macht“. Matthias Nettersheim braust freilich gelegentlich mit 100 Sachen über die Autobahn. Im Werk aber heißt's langsam fahren, Verkehrsvorschriften beachten und Dienstanweisungen im Kopf haben. Die Dienstanweisung kriegt jeder Elektrokarrenfahrer-Prüfling von den Meistern der Elektrowerkstatt in die Hand gedrückt, damit er sich „mit dem Inhalt dieser Dienstanweisung vertraut mache“, wie es schwarz auf weiß zu lesen ist.

Alle Leute, die Elektrokarrenfahrer werden sollen und wollen, schickt man zunächst ins Gesundheitshaus. Hier untersucht die medizinisch-technische Assistentin mit einem teuren Spezialgerät „die Güte“ des Nah-, Fern- und räumlichen — 3 D — Sehens der Augen des Aspiranten. Wenn der Prüfling beim Blick in den Apparat nicht veraten kann, ob die Ampel, der Fußgänger oder die Wagen, die er sieht, vorn oder hinten stehen, dann ist er zum Elektrokarrenfahreruntauglich. Wichtig: Das Farbschvermögen. Auch das wird untersucht. Erst wenn die medizinische Prüfung gut ausgefallen ist, wird der zukünftige Elektrokarrenfahrer in der Elektrowerkstatt theoretisch und praktisch mit seiner neuen Aufgabe vertraut gemacht. Die rechte P. lege des Fahrzeugs gehört dazu! Die „Lehrzeit“ dauert gewöhnlich acht Tage — je nach der Intelligenz des Prüflings. Am Ende steht — in vielen Dingen wie beim Autofahrer — eine theoretische Prüfung über Verkehrszeichen und allgemeine Vorschriften der Straßenverkehrs- und Betriebsverkehrsordnung und endlich die praktische Prüfung vor Beauftragten der Geschäftsführung. Der neugebackene Fahrer erhält einen

D'r Uttes kütt

Führerschein, der im Werkgelände stets mitzuführen ist. Allerdings gilt er nur hier. Es ist also nichts mit dem sich nun quietschvergnügt und mit stolz geschwellter Brust ins Auto setzen. Das heißt, 'reinsetzen darf er sich wohl, aber nicht selbst fahren — es sei denn, der Elektrokarrenfahrer besitzt ein anderes Scheinchen — gemeinhin Führerschein (zum Führen von Kraftfahrzeugen) genannt — von der Polizeibehörde abgestempelt. Aufpassen freilich muß der Elektrofahrer genauso wie der Fahrer eines Otto-Motors. Auch ihm wird der Führerschein entzogen, wenn er Schaden anrichtet oder Unfälle baut. Wenn die jungen Leute aber manche Kniffe und Feinheiten ihrem Kollegen Matthias Nettersheim abgucken, wenn sie werden wie er: sicher, flink, korrekt — und fröhlich:

Wenn sie vor allen Dingen den Elektrokarren nicht nur fahren, sondern auch pflegen — putzen, abschmieren, ordnungsgemäß beladen, aus dem Akku nicht die letzte Energie herauspressen, sondern ein bißchen früher aufladen — wenn die jungen Leute das alles tun, dann kann ihnen gar nichts passieren. Wirklich, um die Tüchtigkeit unseres Matthias Nettersheim, da kann und wird sich mancher bemühen. Des Uttes überschäumende Laune und sein Mutterwitz, die freilich sind einmalig und gegen Nachahmung gesetzlich geschützt. Wie man sich erzählt, soll er doch tatsächlich am Oberbilk Markt einen Schupo nach dem Weg nach Hamburg gefragt haben. Der habe artig Auskunft gegeben, dabei aber mit Augen groß wie Wagenräder auf den Elektrokarren geschaut.

Fotos: Theodor Tarnow



Aus unserer Werkbücherei

Wladimir Dudinzew: **Der Mensch lebt nicht vom Brot allein.** Roman. Aus dem Russischen von Ingo Manfred Schille. — Hamburg: Verlag Henri Nannen. — 8°, 468 Seiten, Leinen.

Daß der Mensch nicht vom Brot allein lebt, daß noch etwas anderes hinzukommen muß: Achtung vor dem Mitmenschen, Freundschaft und vor allem Liebe, das ist das große Thema dieses russischen Buches. Wie ein Meteor stieg der Name des Verfassers, Wladimir Dudinzew, am literarischen Himmel der Sowjetunion auf: unbekannt, bis er im Sommer 1956 in der Zeitschrift „Nowy Mir“ (Neue Welt) in drei Fortsetzungen seinen Roman von Nadesha Sergejewna, der empfindsamen russischen Frau, veröffentlichte. Nadja ist mit Drosdow verheiratet, einem Ingenieur, Funktionär und Karrieremacher, der seine Arbeiter im sibirischen Industriekombinat mindestens genau so antreibt wie ein zaristischer Großmagnat oder Kapitalist der Frühzeit. Nadja lebt scheinbar zufrieden an der Seite des ihr entgegengesetzten Mannes dahin. Sie ist Lehrerin an der Volksschule. Als das Kind geboren wird, erkennt sie, welche Welten sie, die Seelenvolle, von dem eiskalten Aparatschik trennen, der ihr angetrauter Gatte ist. Vor allen Dingen erkennt sie es aber, als sie Lopatkin, dem genialen Erfinder begegnet, dessen Erfindungen Drosdow und Genossen unterdrücken, weil er ein Einzelgänger ist und keinem Kollektiv angehört. Sie fühlt sich mitschuldig an dem, was Lopatkin geschieht, der wie ein Kohlhaas von einer

Stelle zur anderen geschickt wird, der im Konstruktionsbüro sitzt, um seine Röhrengußmaschine zu entwickeln, der mit Schimpf und Schande davon gejagt wird und auf von Nadja entwendetem Zeichenpapier in einem kalten Dachkämmerchen in Moskau besessen weiterzeichnet. Rührend und erschütternd die verlorene Gestalt des alten Professors, Lopatkins Zimmergenossen, der auch so gar nicht in das bürokratische Zeitalter paßt und wie Lopatkin ein Erfinder ist, nur mit dem Unterschied, daß er resigniert und bei einem chemischen Versuch umkommt, während Lopatkin, doch noch anerkannt, Chef eines Konstruktionsbüros und Mitglied des Wissenschaftlichen Rates wird. Außerdem heiratet er Nadesha Sergejewna. Also das übliche happy end? Ja, wer das Buch einfach als Roman lesen will, kann es. Es ist glänzend, treffend und spritzig geschrieben. Stets geschieht etwas. Aber man kann das Werk auch tiefer in sich aufnehmen, als Vermächtnis eines lebensstarken Dichters, der mit seiner minutiösen Milieuschildering beweist, daß die Zeit der bewußten Irrtümer zu Ende ist, daß überall auf der Erde erst der einzelne sein muß, ehe das Kollektiv werden kann.

Thomas Walsh: **Hotel Imperial.** Kriminalroman. — München: Wilhelm Goldmann Verlag. — 8°, 181 Seiten, Leinen.

Im hochvornehmen Hotel Imperial in New York geschehen gar nicht hochvornehme Dinge. Fieberhaft arbeiten der Hoteldetektiv und ein Kommissar. Rührend versucht

ein junges Mädchen, den gewichtigen Herren zu helfen. Tatsächlich sind ihre — aus der Liebe zum Hausdetektiv geborenen — Tips die richtigen und gemeinsamen Anstrengungen gelingt es, die Täter zu finden. Ein infolge Trunkenheit Halblöcher, in seiner letzten Stunde aber wahrhafter Held, stirbt als Bischof. Der Drahtzieher verkauft sein Leben so teuer als möglich. Sein Helfer sitzt am Ende etwas verstört herum und begreift nur die Hälfte. — Psychologisch überzeugend aufgebaut. Walsh beherrscht die Kunst des Weglassens. Er ist Edgar-Allan-Poe-Preisträger, die höchste Ehre, die einem Kriminal-Schriftsteller widerfahren kann.

NEUES

vom Büchermarkt

Edith Nesbit: **Die Kinder von Arden.** 1959, Berlin: Cecilie Dreßler Verlag. 237 Seiten, Hln. DM 8.60

Zwei englische Kinder reisen in die Vergangenheit, um einen Schatz zu suchen. Im Schloß ihrer Väter finden sie in der Bibliothek die Chronik des Hauses. Der auf dem Buch abgebildete weiße Maulwurf wird lebendig, springt heraus und führt sie in die Kleiderkammer. Die Kinder schlüpfen wie Alice im Wunderland in die Kostüme, begegnen einigen in der jeweiligen Zeit lebenden historischen Persönlichkeiten und lernen sehr viel. Es ist stets kurzweilig und obwohl Eldred und Elfrida in grausame Zeiten hinabsteigen, nie befremdlich. Der Schatz wird gefunden. Es sind nicht die vergrabenen Juwelen der Familie, sondern es ist einziges, aber ungleich wertvolleres Juwel: der verschollene Vater. Ich habe das Buch zehn- und elfjährigen Kindern vorgelesen. Dieses kritische Alter ist nicht leicht zufriedenzustellen. Doch die Zuhörer waren nicht nur mucksmäuschenstill. Sie empfanden die in den „Kindern von Arden“ geschilderte, mit zahlreichen Märchelementen durchsetzte Welt als beglückend. Das Buch ist — ich kenne eine ganze Reihe — eines der besten und spannendsten und besitzt hohe ethische und erzieherische Werte. Es wäre ein herrliches Weihnachtsgeschenk gewesen ... Leider langten im vorigen Heft weder Zeit noch Platz zur Besprechung. Aber dieses Buch ist zu jeder Zeit ein wundervolles Geschenk für Kinder ab neun.

Josef Martin Bauer: **So weit die Füße tragen.** — Einmalige ungekürzte Sonderausgabe. — München: Ehrenwirth Verlag. — 382 Seiten, 8°, Leinen DM 9.80

Vier Jahre nach Erscheinen der Originalausgabe legt der Verlag eine ungekürzte Sonderausgabe des Buches vor. Die Weltauflage beträgt gegenwärtig zwei Millionen Exemplare, verteilt auf zwölf Länder. „So weit die Füße tragen“ ist Zehntausenden von Rundfunkhören und bundesdeutschen Fern-

Durch den Tod gingen von uns:

Johannes Bernhardt

Pensionär
früher Werkmeister im Rohrwerk

6. 7. 59 Werk Reisholz

Josef Thau

Pensionär
früher Glüher im Martinwerk

16. 11. 59 Werk Oberbilk

Christian Dohmen

Glüher in der Glüherei

25. 11. 59 Werk Oberbilk

Johann Schnabel

Pensionär
früher im Werk Oberbilk

2. 12. 59 Werk Oberbilk

Rudolf Boob

Pensionär
früher Reparaturschlosser in der Schlosserei (Lokschuppen)

8. 12. 59 Werk Reisholz

Josef Kreuer

Pensionär
früher Vorarbeiter in der Rohradjustage IV

16. 12. 59 Werk Reisholz

Heinz Appenowitz

aus dem Werk Oberbilk

18. 12. 59 Werk Oberbilk

Wilhelm Rohm

Vorarbeiter in der Presserei

19. 12. 59 Werk Reisholz

Theodor Füniger

im Versand

24. 12. 59 Werk Reisholz

Heinrich Osterwind

Angestellter im Betriebsbüro Rohrwerk

26. 12. 59 Werk Reisholz

Heinrich Belz

im Blockwalzwerk

1. 1. 60 Werk Reisholz

sehern bekannt. Vermutlich werden diese die Sonderausgabe mit Beschlag belegen; denn es ist ein Ding, etwas zu sehen und es ist ein ander Ding, etwas zu lesen. Das Lesen ist stets das Persönlichere. Es läßt der eigenen Phantasie und den eigenen Gedanken Spielraum.

Bauers Werk wurde als das faszinierendste deutsche Abenteuerbuch der Gegenwart gefeiert. Was die aufregenden Ereignisse und die lebendige gekonnte Sprache anlangt, so ist es das ohne Zweifel. Ansonsten scheint mir aber diese moderne Odyssee weitaus mehr zu sein. Der ethisch hochstehende „Bericht“ des zu 25 Jahren sowjetischen Bleibergwerks verurteilten deutschen Offiziers, aus dem der Bayer Josef Martin Bauer einen erschütternden Roman machte, ist ein Dokument. Kriegsgefangene, die 1955 aus dem östlichen Sibirien heimkehrten, bestätigten, daß auch ihnen die Menschen in dem weiten Land oft gut und herzlich begegnet sind. Die Flucht quer durch den ganzen riesigen Kontinent war eine unwahrscheinliche Leistung. Für das Buch müssen wir Josef Martin Bauer und dem Verlag Dank sagen.

Fritz Kühn: **Geschmiedetes Eisen.** 9. Aufl. 1959, Tübingen: Verlag Ernst Wasmuth. — 120 Seiten mit 191 Abb., 22x29 cm, Hln. DM 18.— Fritz Kühn, der führende deutsche Kunstschmied der Gegenwart, widmet sich nicht nur seinen im In- und Ausland begehrten praktischen Arbeiten, sondern schafft mehr und mehr durch Bild, Schrift und Wort an der Neubelebung des gerade in Deutschland traditionsreichen Kunstschmiedehandwerks. In dem vorliegenden wunderschönen Band sind Abschlußgitter, Treppengeländer, Handwerkssymbole, Kamingitter und auch schlichte gediegene Fabrikgitter und -tore in bunter Fülle ausgebreitet. Kühn geht bei



seinen Aufgaben meist von der einfachen Form, oft einer naturgegebenen, aus. Er gestaltet diese persönlich, voller Geist und Geschmack. Hier ist eines der schönsten, beglückendsten und dabei instruktivsten Bücher für Bauherren und Kunsthandwerker und alle, die das Gekonnte und ursprünglich Gewachsene lieben.

Immer, immer wieder

An dieser Stelle trieb im vorigen Heft der Druckfehlerteufel — eigentlich war es der „Klischeeteufel“ — sein Unwesen. Ausgerechnet in der wichtigen Rubrik der Belegschaftsbewegungen! 693 Arbeiter sorgten für 3355 Pensionäre. Oh weh, oh weh, wenn das stimmte — und die Zahlen nicht genau umgekehrt einzusetzen wären — dann stände es übel um uns! Wie gesagt, glücklicherweise geht es uns besser, als das häßliche kleine Teufelchen wahrhaben will. In einer Druckerei werden so viele Handgriffe „automatisch“ immer, immer wieder getan. Die kann keiner und niemand überwachen. Hier hätten wir also ein bescheidenes Beispiel für die kleinen Ursachen mit den großen Wirkungen. Ja, es hat Ärger gegeben und Aufregungen und Anrufe. Doch die 693 Arbeiter, die für die 3355 Pensionäre arbeiten, die radiert keiner aus. Sie stehen schwarz auf weiß in den Werkmitteilungen Nr. 42/43. Fehler, die Redaktion, Verlag und Druckerei machen, werden allen offenbar. Leider. Da läßt sich nichts vertuschen. Leider? Wie dem auch sei — die Sünder wollen sich bessern — bis ihnen der nächste Druckfehlerteufel eines auswischt; denn, wenn alle sterben, der stirbt nicht.

Aus der Personalabteilung

Ernannt wurden

ab 1. Dezember 1959 **Otto Koppatz** zum Leiter der Wärmestelle Oberbilk,

ab 1. Januar 1960 Dipl.-Phys. **Paul Opel** zum Leiter der Hauptabteilung Versuchsanstalt und zum Oberingenieur,

ab 1. Januar 1960 Dipl.-Ing. **Karl-Heinz Thielker** zum Abteilungsleiter der Qualitätsstelle Rohrwerk innerhalb der Hauptabteilung Versuchsanstalt,

Wichtiges mit wenig Worten

ab 1. Januar 1960 **Günther Ivens** zum Abteilungsleiter der physikalischen Abteilung Oberbilk innerhalb der Hauptabteilung Versuchsanstalt.

In den Ruhestand tritt ab 1. Januar 1960 Dr. Ing. **Karl Kreitz**.

Wir wandern

Es soll auch heute noch (oder wieder) Leute geben, die erwandern sich ihre nähere und weitere Heimat. Für alle Kollegen, die etwas für Gesundheit und Gemüt tun wollen, hat die Werkbücherei in Reisholz den Jugendherbergskalender „Deutsches Wandern 1960“ eingestellt.

Röntgen-Reihen-Untersuchung

In den Werken Oberbilk und Reisholz findet vom 2. bis zum 5. Februar 1960 eine Röntgen-Reihen-Untersuchung statt. Das ist die elfte Röntgenuntersuchung, die die Röntgen-Reihenbildstelle der Eisen- und Stahlindustrie in unseren Werken durchführt. Die Reihenbildstelle feierte vor kurzem ihr zehnjähriges Jubiläum. An diesem Abend sah man auf dem Fernsehschirm den Röntgenwagen vor unserem Elektrostahlwerk stehen und unsere Stahlwerker gaben wie selbstverständlich mit großer Sicherheit ihr Fernsehdebüt.

ES IST GEÖFFNET...

die Betriebskrankenkasse

werkseitig montags bis freitags

13.00 bis 15.30 Uhr

straßenseitig

montags bis freitags

9.00 bis 12.00 Uhr

13.00 bis 15.30 Uhr

das Lohnbüro Reisholz

straßenseitig

montags bis freitags

9.00 bis 12.00 Uhr

werkseitig

montags bis freitags

13.00 bis 15.30 Uhr

am Vortage der Lohnzahlung

jeweils geschlossen

Sozialabteilung und Grundstücksverwaltung

montags bis freitags

10.30 bis 15.30 Uhr

Bücherei Reisholz (Unterhaltung)

montags und donnerstags

11.00 bis 13.00 Uhr und 13.30 bis 15.30 Uhr

Fachbücherei Reisholz

mittwochs und freitags

12.00 bis 13.00 Uhr

Unterhaltungsbücherei Oberbilk

montags und donnerstags

13.00 bis 16.00 Uhr

Arztsprechstunden Reisholz

montags, mittwochs, freitags

10.30 bis 12.00 Uhr

dienstags und donnerstags

14.00 bis 15.00 Uhr

Arztsprechstunden Oberbilk

montags, mittwochs, freitags

14.00 bis 15.00 Uhr

dienstags und donnerstags

9.30 bis 12.00 Uhr

Verbandstube

täglich 7.40 bis 17.00 Uhr

samstags 8.00 bis 12.30 Uhr

Medizinische Bäder-, Massage- und Bestrahlungsabteilung

montags bis freitags 7.40 bis 17.00 Uhr

Fußpflegedienst

montags bis freitags nach Vereinbarung

Sauna (Frauen)

montags 10.00 bis 18.30 Uhr Einlaß

Sauna (Männer)

mittwochs, donnerstags und freitags

11.00 bis 18.30 Uhr Einlaß

Hauptkasse

Kassenstunden montags bis freitags

9.00 bis 12.00 Uhr

13.00 bis 15.30 Uhr

